

VILNIAUS PEDAGOGINIS UNIVERSITETAS

Halina Voicikaitė, Asta Beniulienė

TEXTINTERPRETATION

Theorie, Texte und Aufgaben

*Mokymo-metodinė medžiaga III-IV kurso studentams
germanistams*

Vilnius 1999

UDK 803.0(075.8)

Vo-34

ISBN 9986-869-46-3

© Vilniaus pedagoginis universitetas

VORWORT

Die vorliegende Arbeit TEXTINTERPRETATION, THEORIE, TEXTE UND AUFGABEN ist an Germanistikstudenten des 3. und 4. Studienjahres als unmittelbares theoretisches und praktisches Lehrmaterial zum Unterrichtsfach "Linguostilistische Textinterpretation" (weiter TI) gedacht.

In vielen Ländern bildet die TI im DaF-Unterricht den festen und wichtigen Bestandteil der Curricula. Es gibt aber Autoren, die eine linguostilistische Textanalyse nicht für möglich halten, weil es zur Zeit keine akzeptable Methodik dazu gibt. In der vorliegenden Arbeit wird die Ansicht vertreten, dass eine solche Analyse realisierbar ist, wobei eine praxisbezogene Anleitung zur TI als Ergebnis praktischer Tätigkeit empfohlen wird.

Das Lehrmaterial besteht aus drei Teilen. Im ersten Teil werden allgemein theoretische Voraussetzungen für die TI behandelt und ausgehend davon eine Übersicht über den Arbeitsprozess bzw. über die Analysemethodik künstlerischer und publizistischer Texte angeboten. Der zweite Teil enthält eine Auswahl von Texten mit anschließenden Fragen und Aufgaben für die Seminararbeit. Den dritten Teil bildet ein Anhang mit weiteren Texten, die für selbständige Arbeit, Selbstkontrolle sowie Kontrolle der Lerner bestimmt sind.

Das Lehrmaterial kann überdies allen Germanistikstudenten und -Kollegen nützlich sein, die sich mit linguistischer, literaturwissenschaftlicher oder linguostilistischer Forschung an Texten befassen.

TEXTINTERPRETATION

Textinterpretation ist Erschließung des Textes unter dem inhaltlichen und formellen Aspekt.

TEXT

Was ist ein Text? In der sprachwissenschaftlichen Literatur gibt es verschiedene Definitionen des Textes. In allen aber werden drei Kennzeichen des Textes hervorgehoben:

1. Semantische Beziehungen zwischen Bedeutungseinheiten im Textablauf (Texteme),
2. Verschmelzung der von den einzelnen Textemen widerspiegelten Sachverhalte zu einer geordneten inhaltlichen Ganzheit,
3. Die (relative) Vollständigkeit und Abgeschlossenheit dieser Gesamtheit.

Diese drei Kennzeichen des Textes beziehen sich auf zwei Aspekte des Textes als einer sprachlichen Einheit. Wie jede sprachliche Einheit hat der Text zwei Aspekte: Inhalt und Form. „Es gibt weder einen absoluten Inhalt noch eine absolute Form. Jeder Inhalt ist geformt und jede Form hat Inhalt. Wechselbeziehungen zwischen Inhalt und Form - können als Wechselbeziehungen zwischen Inhalt und Form des Denkens einerseits und Inhalt und Form der Sprache andererseits angesehen werden. Zu diesen zwei Komponenten kommt noch eine dritte - der kommunikative Effekt oder die stilistische Wirkung.“

Die Texte können von verschiedenen Standpunkten aus klassifiziert werden; dem Umfang nach unterscheidet man zwischen: Kleintexten (kurze Gedichte, Aphorismen, Sentenzen, Losungen, Widmungen, Telegramme, Kurznachrichten usw.), Mitteltexten (Anekdoten, persönliche Briefe, Geschäftsbriefe, Leiterartikel, Kommentare, Kürzestgeschichten usw.), und Großtexten (Romane, wissenschaftliche Fachbücher, Vorlesungen, Referate, Diplomarbeiten usw.). Die Termini „Klein-Mittel-Großtexte“ sind relative Begriffe. Rein quantitative Klassifikation der Texte wäre unvollständig, sie muß auch eine kommunikativ-funktionale Basis haben. So legt H. Glinz zugrunde seiner Klassifikation den kommunikativen Charakter des Textes und zwar die Beziehung zwischen dem Hersteller und dem Benutzer. Er unterscheidet folgende Texte:

1. Bindende Texte. a) der Hersteller und der Benutzer sind identisch (Abkommen, Vertrag), b) der Hersteller wird dem Benutzer gegenübergestellt (Gesetz, Befehl, Erlaß).
2. Führende Texte. Der Benutzer soll mit dem Text bekannt werden und ihn zu bestimmten Zwecken verwenden (Bitte, Gesuch, Werbetext, Agitationstext, Lehrbuch, Handbuch).

3. Speichernde Texte. Sie vermitteln die Information (Telefonbuch, Notizbuch, Tagebuch, Entwurf).
4. Mitteilende Texte. Die Information ist für den Benutzer bestimmt, an den sich der Hersteller offiziell oder persönlich wendet (Rapport, Meldung, Brief, Poster).
5. Öffentlich darstellende Texte. Hier werden zwei Abarten unterschieden: a) der Hersteller strebt nach Objektivität der Darstellung (Bericht, Fachliteratur, Monographie), b) der Hersteller setzt sich das Ziel nicht nur die Vermittlung der Information, sondern auch die Befriedigung der ästhetischen und emotionalen Anforderungen des Benutzers (Roman, Novelle, Erzählung, Drama, Lyrik). Die Texte der letzten Gruppe werden künstlerische Texte genannt. Gerade solche Texte sind meistens das Objekt der Textinterpretation, obwohl auch rein informative Texte der Interpretation dienen können.

KOMPOSITION UND ARCHITEKTONIK DES TEXTES

Der Terminus „Komposition“ ist vieldeutig. Unter der Komposition wird manchmal eine rein formale Gliederung des Textes in Kapitel, Absätze, Akte usw. verstanden. In anderen Fällen wird die Komposition mit der Sujetlinie identifiziert. E. Riesel sagt folgendes dazu: „Architektonik und Komposition sind nahverwandte, aber nicht identische Begriffe. Auch die Komposition stellt eine Gliederung des Sinnganzen dar. Wenn aber bei der Architektonik das Formale im Vordergrund steht, so bei der Komposition das Inhaltliche. Zwischen den Begriffen besteht eine feste Wechselbeziehung: der äußere Aufbau in architektonische Einheiten hängt unmittelbar mit der logischen und expressiven Gliederung des Ideeninhalts zusammen, der innere Aufbau nach kompositionellen Einheiten kommt durch architektonische Gestaltung zum Ausdruck“.

Die Komposition des Textes bildet nach Riesel eine Struktur, die aus mehreren Komponenten besteht. Dazu gehören: 1) Stoffliche Organisation, d. h. Anordnung der thematischen Einheiten, Sujetlinien, Motive, Ideen, Charakterzeichnung; 2) Gliederung der Gesamtstruktur in architektonische Einheiten: Absatz, Abschnitt, Kapitel, Teil, Akt, Szene, Strophe; 3) Darbietungsform: Schilderung, Erzählung, Bericht, Kommentar, Monolog, Dialog.

Die Komposition eines künstlerischen Textes ist von extralinguistischen Faktoren abhängig und zwar: a) Inhalt und Zweck des Werkes, b) Funktionalstil, c) Stil des Verfassers, d) Epoche.

Eine jede Genreart bewirkt in bestimmter Weise die Komposition des Textes. Die Werke des Epos, Dramas und der Lyrik unterscheiden sich in erster Linie nach ihrer Komposition. In den epischen Werken ist die Wirkung des Genres nicht so

stark zu spüren. Die Verfasser der epischen Werke bedienen sich unbeschränkt aller Mittel der Literatursprache, greifen oft zur Lexik und zu den grammatischen Formen der Alltagsrede bzw. Mundart. In der Komposition des epischen Werkes werden verschiedene Kombinationen der einfachen Komponenten benutzt, z. B.: Elemente des dynamischen Erzählens, der statischen Schilderung, Berichten, Betrachtung, Monolog, Dialog, innerer Monolog, Autodialog, Brief usw. Manche Formen der epischen Werke bestimmen jedoch ihre Komposition, manchmal ihre Sprachgestaltung. Zu solchen Formen gehören: Roman in Briefen, Roman-Tagebuch, Rahmenerzählung, Märchen, Fabel.

In einem poetischen (lyrischen) Werk wird der Autor durch die Strophenform, Rythmus, Reim im Gebrauch der sprachlichen Mittel beschränkt. Manche Formen der poetischen Werke wie Sonett, Rondo, Triolett, Elegie, Ode bestimmen die Architektonik des Verses.

Das Drama setzt den Gebrauch des Monologs-Dialogs voraus, Autorenrede ist ganz lakonisch und hat meistens die Form der elliptischen Sätze. Die Charakteristik der handelnden Personen wird also durch die Figurenrede geschaffen, daher ist die individualisierende Rolle der Figurenrede besonders groß.

Bestimmte sprachlich-stilistische Mittel haben im Text eine architektonische Funktion, sie gestalten den thematischen und gedanklichen Gehalt des Textes. Zu solchen textgestaltenden Mitteln gehören: Anapher, Epipher, sprachliches Leitmotiv, Klimax, Antithese, Parallelismus, Frage und Antwort. Ein jedes sprachlich-stilistisches Mittel hat seine Wirkung

DARSTELLUNGSARTEN

Zu den Komponenten des Textes gehört u. a. die Darstellungsart, d. h. ein System von sprachlichen Mitteln zur Gestaltung des Textes.

Die Darstellungsart hängt davon ab, was dargestellt wird (Gegenstand, Zustand, Vorgang) und wie es dargestellt wird (objektiv, sachlich, subjektiv, expressiv, emotionell). So kann die Darstellungsart als „Bindeglied zwischen der sprachlichen Gestaltung des Textes einerseits und der eigenen thematischen Komposition... andererseits“ gewertet werden. Die Darstellungsarten als relativ feste Kombinationen von Elementen haben bestimmte Stilzüge, so sind z. B. für den Bericht folgende Stilzüge charakteristisch: Objektivität, Exaktheit, Klarheit, relative Kürze. Sie können je nach der Funktion des Textes modifiziert werden.

Die Grundlage für die Klassifikation der Darstellungsarten bildet einerseits das Verhältnis Sprecher-Sachverhalt und die Einstellung des Sprechers zum Sachverhalt andererseits, was vereinfacht folgenderweise dargestellt werden kann:

Objektiv	subjektiv
Gegenstand	Beschreibung, Schilderung
Vorgang	Bericht, Erzählung
Problem	Erörterung

Reagieren des Verfassers auf bestimmte Sachverhalte der objektiven Realität kann als informativ und impressiv bezeichnet werden. Der informative Typ hat folgende Züge: Objektivität (relative Distanzhaltung), Exaktheit, Klarheit, relative Kürze (Komprimiertheit der Darstellung). Nicht obligatorisch sind: Emotionalität und die Lockerheit der Darstellung.

Der impressive Typ hat folgende Züge: Subjektivität (Kontakthaltung, ästhetisch-etische Wertung), Lockerheit, Emotionalität, relative Breite

Informativ	impressiv
Gegenstand	Beschreibung, Schilderung
Zustand	Beschreibung, Schilderung
Vorgang	Bericht, Erzählung
Problem	Erörterung, Betrachtung

Die obengenannten Typen erschöpfen nicht alle Möglichkeiten. Es sind nur die Grundtypen genannt worden, die miteinander kombiniert werden können. E. Benes, 1969, S. 15. W. Fleischer, G. Michel. 1975. S. 244-247.

CHARAKTERISTIK DER HAUPTDARSTELLUNGSARTEN

BESCHREIBUNG

Die Grundlage der Beschreibung bildet Beobachtung der Vorgänge, Sachen bzw. Menschen. Für die Beschreibung sind Genauigkeit, Verallgemeinerung typisch. Es werden dabei logisch-sachliche Epitheta, Aufzählung gebraucht. Die Zeitform der Beschreibung ist Präsens, oft werden Passiv bzw. man-Sätze gebraucht. Die Beschreibung trägt einen rein informativen Charakter, deshalb ist sie jeder Expressivität und Emotionalität bar. Sie ist für den Stil der Wissenschaft typisch, kann aber zu bestimmten Zwecken im Stil der schöngestigen Literatur verwendet werden.

SCHILDERUNG

Ein erlebnismäßiges, künstlerisches Beshreiben wird Schilderung genannt. Nach W. Fleischer und G. Michel bildet Schilderung den Grundtyp der impressiven Darstellung. Die Grundlage der Schilderung ist wie bei der Beschreibung das exakte Beobachten des Objekts, das Ziel ist aber ganz anders und zwar die Hervorhebung des Wichtigsten, was für den Gesamteindruck von Stimmung, Gefühlen usw. von Bedeutung ist.

Bei der Schilderung von Menschen und Gegenständen herrscht der nominale Stil, die Verben spielen eine untergeordnete Rolle; neben logisch-sachlichen Epitheta werden auch emotionell-einschätzende gebraucht. Die Bildlichkeit verleihen der Schilderung Vergleiche, Methaphern, Metonymien. Bei der Schilderung der Vorgänge sind die Verben bestimmend. Die Zeitform der Schilderung ist Präsens bzw. Präteritum Indikativ. Die Wahl der stilistischen Mittel der Schilderung, ihre Genauigkeit bzw. Kürze sind aufs engste mit der literarischen Strömung, mit dem individuellen Stil des Autors verbunden.

Eine besondere Stellung nimmt unter verschiedenen Schilderungsarten die Naturschilderung ein. In der Poesie kann die Naturschilderung ein Selbstzweck sein, ein Bild der Natur ist emotionsgeladen, ruft bei dem Leser bestimmte Assoziationen hervor. Öfters aber bildet die Naturschilderung den Hintergrund, auf dem sich die Handlung abspielt. Dabei kann das Bild der Natur ein harmonisches Ganzes mit den Gefühlen der handelnden Person bilden oder einen Kontrast dazu. Außer lexisch-stilistischen und grammatisch-stilistischen Mitteln werden phonetische wie: Alliteration, Lautmalerei, Rythmus, der durch die Wiederholung der langen oder kurzen Vokale entsteht, gebraucht. Vgl. J. W. Goethe, Willkommen und Abschied.

ERZÄHLUNG

Erzählung ist eine Darstellungsart, die nicht nur Information vermittelt, sondern auch bestrebt ist, ein Geschehen als Nacherlebtes zu erfassen und den Leser daran teilnehmen zu lassen.

Sie wird meistens in der Ich-Form gestaltet, wobei der Erzähler eine gespannte Situation schafft, die allmählich zur Entspannung geführt wird. Manchmal wird eine zweite Person eingeführt, ein imaginärer Gesprächspartner, womit der unmittelbare Kontakt mit dem Leser erreicht wird.

Die Erzählung ist eine kombinierte Form, in der Schilderung und Charakterisierung aufgehoben sind.

Erzählung basiert auf realen Tatsachen, kann aber auch frei erfunden sein. Der Erzähler hebt das hervor, womit er die beabsichtigte Wirkung erreichen kann.

Die Hauptzeitform des Erzählens ist Präteritum, es werden aber auch andere Zeitformen gebraucht, um den Leser in die Geschehnisse hineinzubeziehen, wie: Präsens historicum, konstatierendes Perfekt bzw. Plusquamperfekt, Futur. Es können alle Modi gebraucht werden, von den Genera wird Aktiv vorgezogen.

Die Emotionalität verleihen der Erzählung Ausrufesätze, rethorische Fragen, Abbruch, Wiederholung. Die Wahl der Lexik hängt von der Person des Erzählers ab; es können Dialektismen, Jargonismen, Jugendlexik, Fremdwörter, Berufslexik usw. gebraucht werden.

Die Wahl der Stilmittel ist sehr groß: expressive Lexik, Mittel des bildlichen Ausdrucks, Antithesen, Parallelismen, direkte Rede, Varianten der syntaktischen Strukturen, stilistisch markierte Wortfolge usw.

Nach G. Michel bilden die Verben bei dem Erzählen die höchsten Werte (14-20%). Relativ gross ist die Zahl der Modalwörter, Modalpartikeln, Modalverben, die zur Steigerung der Emotionalität dienen. Die Stilfärbung der Erzählung ist meistens umgangssprachlich, was sich in der Lexik, Syntax und Morphologie widerspiegelt.

BERICHT

Bericht ist eine Darstellungsart, die einen informativen Charakter hat. Es gibt verschiedene Arten der Berichte: Sachbericht, Erlebnisbericht, Reportage, Protokoll, Nachricht, Kommentar, Interview, Rezension, Feuilleton. Das Gemeinsame für alle Arten des Berichts ist die Bestimmung: der Leser wird über etwas informiert. Der Berichtsersteller strebt nach Objektivität, Genauigkeit des Berichtes. Die Zeitform des Berichts ist naturgemäß Präteritum, im Wetterbericht-Präsens/Futur; oft werden Passiv, unpersönliche Sätze gebraucht. Der Modus des Berichts ist Indikativ. Zu den charakteristischen Merkmalen des Berichtes gehören: ein relativ großer Prozentsatz an Verben (13-17%), das Zurücktreten der Adjektive (0. 5-3%), Lokal- und Temporalbestimmungen, die durch exakte Angaben in verschiedenen sprachlichen Formen präzisiert werden.

In der Lexik der Berichte können zwei Hauptschichten unterschieden werden: a) neutrale Lexik und b) terminologische Lexik, die durch Thema des Berichtes bestimmt wird. Für die deutsche Terminologie ist eine weit entwickelte Synonymie typisch (Internationalismen-Verdeutschungen), was die Möglichkeit gibt, wortwörtliche Wiederholung zu vermeiden. Gebrauch der expressiven und emotionellen Lexik hängt von der Art des Berichtes ab; eine Nachricht hat z. B. keine expressive Lexik, während sie in einer Reportage oder im Erlebnisbericht am Platze ist.

Die kürzeste Form des Berichts ist eine Nachricht. **Nachricht** ist rein informativ, sie besteht aus zwei, drei Sätzen, die die Antwort auf sechs Fragen- (sechs W) geben sollen (wer, was, wo, wie, warum, wozu).

Bericht im engeren Sinne des Wortes läßt sich nach dem Objekt des Berichtes in: Vorgangsbericht, Zustandsbericht, Erlebnisbericht und Stimmungsbericht einteilen. Erlebnisbericht wird auch Reportage genannt. Die Reportage ist subjektiv gefärbt, sie entsteht unter dem unmittelbaren Eindruck des Geschehens und verbindet die Genauigkeit der Darstellung mit der künstlerischen Gestaltung und Wertung. In der künstlerischen Literatur dient der Bericht als die wichtigste Darstellungsart der Vorgänge. Es kann Bericht des Autors selbst, Bericht einer handelnden Person, innerer Monolog usw. sein.

Rezension verbindet objektive Darstellung der Tatsachen mit der Wertung, wobei positive und negative Seiten eines Werkes (literarisches Werk, Lehrbuch, Film, Konzert usw.) in Betracht gezogen und hervorgehoben werden.

Kommentar vereinigt den Bericht mit der subjektiven Stellungnahme und Erläuterung. Zugrunde eines Kommentars liegt eine Tatsache, die durch das Heranziehen von anderen Tatsachen, Ereignissen erläutert und dann von einem bestimmten Standpunkt aus gewertet wird. Kommentar ist expressiv und emotionell, kann Elemente des Humors und der Satire haben.

Interview hat im Gegensatz zu den anderen Berichtsarten die Form eines Dialogs. Es ist ein Gespräch eines Reporters mit einer Persönlichkeit, wobei die Fragen möglichst kurz und klar sein sollen, die Antworten des Interviewten ausführlich und genau.

Feuilleton ist populärwissenschaftlicher im Plauderton geschriebener Aufsatz, hat gewöhnlich die umgangssprachliche Stilfärbung, ist sowohl informativ als auch impressiv. Die Aufgabe des Feuilletons ist es, den Leser in einer leichten humorvollen Form auf bestimmte Personen, Erscheinungen der Gegenwart und der Geschichte aufmerksam zu machen, Interesse dafür zu wecken.

ERÖRTERN

Erörtern - eine informative Darstellungsart, wird oft als kombinierte Darstellungsart gewertet, wo die kommentierenden und argumentierenden Elemente durch beschreibende und berichtende ergänzt werden. Beim Erörtern können wir folgende Phasen unterscheiden: Problemstellung, Analyse, Lösung des Problems; verschiedene Varianten der Lösung können miteinander verglichen werden. Eine wichtige Rolle spielen bei der Erörterung: die Beweisführung, das Definieren (Bestimmung der Begriffe), das Urteilen und Schlußfolgern.

Beim Erörtern haben wir eine Verbindung des Allgemeinen und des Besonderen; die Darstellung der konkreten Tatsachen wird zuletzt verallgemeinert, der Ausgangspunkt kann aber auch eine theoretische Fragestellung sein, die weiter durch Belege konkretisiert wird und mit einer Schlußfolgerung endet.

Die sprachliche Gestaltung ist die der informativen Texte, d. h. typisch sind Objektivität, Exaktheit, Klarheit, relative Kürze, Folgerichtigkeit der Gedankenführung; daher werden Stilelemente gebraucht, die in erster Linie zum Ausdruck der kausalen Beziehungen dienen: Konjunktionen, Adverbien, adverbiale Fügungen. Der Anteil der Substantive ist relativ groß. Fachwörter sind für fundierte Argumentation unentbehrlich. Verben machen bei der Erörterung 7. 5-10% aus.

Für alle Arten der Erörterung ist die kritische Untersuchung des Sachverhaltes bzw. Vorgangs charakteristisch, notwendig ist daher die Stellungnahme und

Wertung. Der emotionale Zug kann stärker oder schwächer sein, denn es kann objektive und subjektive Varianten der Erörterung geben.

Die Arten der Rededarstellung sind wichtig sowohl für die Textgestaltung (Arbeit am Ausdruck) als auch für die Textinterpretation (Erschließung des Textes). Die Arbeit an der Rededarstellung kann im praktischen Unterricht angewandt werden.

ARTEN DER REDEDARSTELLUNG

In der Kunstprosa werden folgende Arten der Rededarstellung unterschieden: Autorenrede, Figurenrede und erlebte Rede.

AUTORENREDE

Autorenrede ist der eigentliche Berichts- oder Erzähltext im Unterschied zur Figurenrede d. h. Äußerungen einer im Text erscheinenden Person.

Grundmodus der Autorenrede ist Indikativ, die Zeitform hängt von der Art des gesamten Textes ab, meistens ist es Präsens bzw. Präteritum, seltener Futur. Die Stilfärbung der Autorenrede ist literarischgenormt, obwohl in der modernen Literatur sie auch ungangsprachlich sein kann und in einem historischen Roman archaisch stilisiert und daher gehoben wirkend. Autorenrede kann in der 1. oder 3. Person gestaltet werden. Im letzten Fall tritt der Autor in den Hintergrund, die Schilderung bzw. Erzählung wird objektiver, nur die Wahl der Mittel (expressive Lexik, emotionell-einschätzende Epitheta usw.) lassen die Einstellung des Autors zum Geschilderten bestimmen. Bei der Wahl der 1. Person wirkt die Erzählung subjektiver, der Autor identifiziert sich mit dem Erzähler und das bewirkt die Gestaltung der Autorenrede, Wortwahl, Syntax, die ganze Stilfärbung.

FIGURENREDE

In der künstlerischen Literatur ist die Figurenrede der Text, den der Autor seinen Personen als geäußert, oder nur gedacht, gefühlt zuschreibt.

Autoren- und Figurenrede können in ihrer Stilfärbung übereinstimmen. Sie können aber auch stark voneinander abweichen, weil die Figurenrede in Kunstprosa in erster Linie der Charakterisierung der einzelnen Figuren dienen soll.

Figurenrede kann als direkte oder indirekte Rede gestaltet werden.

Direkte Rede wird durch die Autorenrede eingeführt oder sie kann die Form eines blanken Dialogs bzw. Monologs haben. Das charakteristische Merkmal der direkten Rede ist Gebrauch der 1. Person und des Indikativs. In einem Werk der schönggeistigen Literatur wird direkte Rede kunstvoll mit der indirekten verbunden. In der indirekten Rede wird der Inhalt der fremden Aussage wiedergegeben. Es werden die charakteristischen Merkmale der direkten Rede

ausgelassen, statt der 1. Person wird die 3. gebraucht, Konjunktiv statt Indikativ, besonders dort, wo konjunktionslose Gliedsätze gebraucht werden. Die indirekte Rede ist emotionsarm, sachlich, förmlich sparsam, daher wird sie gern im Stil der Publizistik und der Wissenschaft verwendet. Im Stil der schöngestigen Literatur gibt sie die Möglichkeit der Abwechslung der direkten Rede; direkte Rede kann einen Rahmen bilden; innerhalb des Rahmens liegt die indirekte Rede. Indirekte Rede wird dort eingeführt, wo es für die Erzählung wichtige Erklärungen gibt. Wo Unmittelbarkeit der Aussage, Emotionalität wichtig sind, wird direkte Rede gebraucht.

Sprachporträt ist ein Teil der Charakteristik der dargestellten Person durch ihre Art sich kundzutun, wobei Alter, Beruf, Bildung, Charakter, Humor, Lebenserfahrung, Milieu, soziale Herkunft usw. Berücksichtigung finden.

Das Sprachporträt entsteht durch das Zusammenwirken der Autoren- und Figurenrede. Die Autorenrede kann eine Einleitung zur Figurenrede bilden, sie kann in die Figurenrede eingeflochten sein, zur Charakteristik der Figurenrede dienen. Eine wichtige Rolle können die in der Autorenrede stehenden *verba dicendi* spielen. Gebrauch der *verba dicendi* hängt von dem Schriftsteller ab; manche ziehen neutrale, nicht expressive Verben vor, wie sagen, meinen, fragen, antworten u. a., die anderen verwenden expressive Verben, die die Art des Sprechens, die Stimme, den Zustand des Sprechenden anschaulicher charakterisieren lassen. Eine bestimmte Wahl der Verben läßt die Stimmung, das Anwachsen oder die Abschwächung der Spannung des Sprechenden zum Ausdruck bringen, die Sprechenden nach ihrer Sprechart, nach ihrem seelischen Zustand einander gegenüberstellen.

Interessant in dieser Hinsicht wäre eine Szene aus „Budenbrooks“ von Thomas Mann (3. Teil, 3. Kapitel). Aus dieser Szene ist es zu sehen, wie eng *verba dicendi* mit der Figurenrede verbunden sind, wie sie durch die Wortwahl, durch syntaktische Mittel (Typ der Sätze, Wiederholung, Abbruch, Klimax usw.) ergänzt, manchmal verdeutlicht werden. So kann z. B. das Verb „rufen“ verschiedene Schattierungen haben, verschiedene Gefühle ausdrücken, wie Freude, Empörung, Verzweiflung, Jubel usw. Diese Bedeutungskomponenten, die die Hauptbedeutung „laut sprechen, sagen“ ergänzen, kommen erst im Kontext zum Ausdruck.

In dem modernen Roman verzichten oft die Verfasser auf den Gebrauch der *verba dicendi*. Manchmal wird die Art des Sprechens durch Partizip 1-2 bzw. ein Adjektiv charakterisiert, z. B. E. Strittmatter „Ole Bienkopp“ s. 113. Ole bedächtig und mit erzwungener Verhaltenheit... Jan weindurchsäuselt und vorsichtig... Ole überlegen...

Nicht selten finden wir im modernen Roman Dialoge, die ohne einleitende Autorenrede gestaltet werden. Der Autor verzichtet auf die Darstellung der

Sprechart, das Gespräch entwickelt sich unmittelbar, man könnte sagen ohne Einmischung des Autors. Der sg. blanke Dialog nähert den Roman dem Drama. z. B. W. Heiduczek „Abschied von den Engeln“ s. 73.

Der Verfasser kann auch ein Verb wählen, das die Sprechart der Person charakterisiert und zu einem vollständigen Bild dieser Person beiträgt. So wählt H. Kant das Verb „piepsen“, um das Bild der kleinen, dünnen Anna aus der Erzählung „Mitten im kalten Winter“ zu vervollständigen.

Verba dicendi

1. neutral sprechen: sagen, meinen, (umgs.), sprechen (geh.), erklären (Stil der Presse).
2. leise sprechen: flüstern, tuscheln, raunen, murren, lispeln, zischen.
3. laut sprechen: rufen, schreien, brüllen, donnern, kreischen.
4. behindert sprechen: stottern, stammeln, näseln, hervorbringen, hervorstoßen.
5. erklärend sprechen: erklären, erläutern, erörtern, kommentieren, interpretieren.
6. von unwichtigen Dingen sprechen: plaudern, plappern, schwatzen, quatschen.
7. als Antwort sagen: antworten, erwidern, entgegnen, widersprechen.

Als verba dicendi können auch die Verben des Lachens, des Weinens, Verben, die Stimmen der Tiere, Vögel, Musikinstrumente usw. bezeichnen, gebraucht werden. Solche kontextuellen verba dicendi sind bildlich und sprachökonomisch.

ERLEBTE REDE

Erlebte Rede bildet eines der beliebtesten Stilmittel in der modernen Kunstprosa. Diese Rededarstellungsart stammt aus der volkstümlichen Alltagsrede und ist von dort aus in die Sprache der schöngestigen Literatur eingedrungen.

In der erlebten Rede fließen Autoren- und Figurenrede ineinander. Der Autor identifiziert sich mit der handelnden Person, drückt seine Einstellung zu ihr, sei es Sympathie, oder Spott und Ironie, aus. Die erlebte Rede verfügt über große künstlerische Möglichkeiten. Sie ist besonders gut geeignet für die Darstellung der seelischen Probleme, deshalb wird sie als Massenerscheinung im psychologischen Roman gebraucht. Sie ist die sprachlich-stilistische Form zum Ausdruck innerer Konflikte, erregter Gedankenläufe, feiner Gedanken nuances.

Erlebte Rede ist ungebunden, sie verzichtet auf verba dicendi, braucht keine Einführungsstriche. Modus und Tempora werden ohne bestimmte Gesetzmäßigkeiten gebraucht. Da in der erlebten Rede meistens Gedanken und Überlegungen ausgedrückt werden, wird neben dem Terminus „**erlebte Rede**“ auch „**erlebte Reflexion**“ gebraucht. Sie steht dem **inneren Monolog** nah.

Es gibt aber einen wesentlichen Unterschied zwischen der erlebten Reflexion und dem inneren Monolog. Im ersten Fall fließen der Autor und die handelnde

Person in eins zusammen, der innere Monolog ist personengebunden. Er wird in der Ich-Form gestaltet, manchmal zusammenhängend, manchmal abgerissen, fragmentarisch, so wird der Gedankenablauf ausgedrückt. (H. Kant. Aufenthalt).

Der innere Monolog bewirkt den Ablauf des Sujets, erklärt, ohne unmittelbar daran teilzunehmen. Er dient zum Erschliessen der inneren Welt des Helden, schafft die psychologische Tiefe des Werkes, dient als Bindeglied zwischen dem Vorgang und der inneren Welt der handelnden Person, schafft einen psychologisch tiefen lebensnahen Charakter.

Die erlebte Reflexion hat eine andere Funktion; wenn der innere Monolog meistens den umfangreichen Gedankenablauf des Helden bildet, so ist die erlebte Reflexion eine augenblickliche, meistens emotionelle Reaktion des Vorgangsteilnehmers auf den Vorgang selbst. Erlebte Reflexion ist emotionell, hat expressive Lexik, ist kurz, steht in Klammern, oder wird durch Gedankenstrich, Kommas getrennt.

Es wird noch eine Art des inneren Monologs unterschieden: der s. g. **Autodialog-Selbstgespräch**. Die semantische Füllung des Autodialogs ist ziemlich fest: das ist der Kampf des Emotionellen und Rationellen, der so zu sagen in zwei Stimmen geführt wird. Jede Seite bringt ihre Argumente, Gefühle, Vorahnungen, Intuition polemisieren mit Logik, Verstand. In den meisten Fällen hat so ein Selbst-Gespräch ein Frage-Antwortsystem, wo die Fragen von der hohen Emotionalität der handelnden Person diktiert werden. Während die Antworten einen erklärenden, beruhigenden Charakter tragen.

Wenn der innere Monolog lang ist, so wird er auf einer bestimmten Etappe zum Autodialog, wo der Held die ihn quälenden Fragen zu lösen versucht.

Die erlebte Rede in allen ihren Formen ist für den psychologischen Roman, besonders den unserer Zeit charakteristisch.

In den Werken der schöngeistigen Literatur sind meistens alle drei Arten der Rededarstellung: Autorenrede, Figurenrede und erlebte Rede zu finden. Eine jede Art der Rededarstellung hat ihre Abarten, ihre Funktionen, Inhalt und Mittel des Ausdrucks.

In der Autorenrede, die subjektiv und objektiv gefärbt sein kann, entwickelt sich die Sujetlinie, hier werden Anschauungen und Stellungnahme des Autors ausgedrückt.

Die Hauptcharakteristik der Personen vollzieht sich in der Figurenrede und in der erlebten Rede. Hier entfaltet sich der Charakter der Helden, kausal-konsequente Verbindungen der Erscheinungen und Tatsachen.

In der modernen Prosa kann man folgende Tendenz beobachten: es wird der innere Monolog als eine offene explizite Form der Darstellung der inneren Welt des Helden vorgezogen.

ZUR METHODIK DER TEXTINTERPRETATION

Textinterpretation eines Textes, sei es ein künstlerischer oder ein publizistischer Text, setzt sich zum Ziel das feste Eindringen in den Inhalt und in die Form des Textes und das Verständnis der einheitlichen Verbindung zwischen diesen beiden Aspekten im Text.

Die Grundlage der Textinterpretation bildet eine eingehende philologische Ausbildung des Interpretenten. Wenn die beiden Aspekte des Textes, d. h. Inhalt und Form im Text gegeben sind, so ist die kommunikativ-ästhetische Wirkung gerade von der Intelligenz, Ausbildung, Alter, Emotionalität usw. des Interpretenten abhängig, d. h. sie ist teilweise ein subjektiver Faktor. Aus diesem Grund halten einige Autoren eine linguostilistische Textanalyse nicht für möglich. (Spillner, B. 1984) Wir vertreten die Ansicht, dass eine solche Analyse realisierbar ist. Das hat sich als Ergebnis unserer jahrelangen praktischen Arbeit am Text bestätigt und durchgesetzt.

Im folgenden wird ein Analysemodell aufgeführt, das die Methodik des Arbeitsprozesses zur Erschliessung der Inhalt-Form-Ganzheit des Textes darstellt. Dabei wird sowohl von extralinguistischen als auch von linguistischen Aspekten ausgegangen, ohne die das allseitige und einheitliche Erfassen des Textes kaum möglich ist.

I. Extralinguistische Aspekte

Um einen Text möglichst genau interpretieren zu können, sollen folgende extralinguistische Aspekte berücksichtigt werden:

- Epoche, in der der Text entstanden ist,
- literarische Strömung, zu der er gehört,
- Genre,
- Stil des Verfassers.

Alle diese Aspekte bewirken in einem grösseren oder geringeren Masse die Komposition, Architektonik und sprachliche Gestaltung des Textes.

Das Hauptgewicht fällt jedoch auf linguistische Aspekte, zu denen wir bedingt auch die Komposition zählen.

II. Linguistische Aspekte

1. Komposition:

- Sujetlinie. Ihre zeitgemässe Entwicklung (chronologische Darstellung, Einführung von verschiedenen Zeitebenen u. a.).

- Motive,
- Charakterzeichnung usw.

2. Architektonik. Gliederung des Textes in relativ geschlossene Teile:

- Arten der Verbindung zwischen den einzelnen Teilen (kopulativ, adversativ, kausal-konsekutiv),

- explizite oder implizite Verbindung zwischen den Verbindungsarten der Textteile,

- Rolle der textgestaltenden stilistischen Mittel im Aufbau des Textes.

3. Darstellungsart:

- Schildern der Dinge, Vorgänge oder Zustände und der damit verbundene nominale oder verbale Stil,

- Erzählen, die Wahl der Person (1. -3.), die dadurch erreichte Wirkung,

- Berichten, die Art des Berichtes (informativ-impersiv),

- Erörtern,

- kombinierte Arten der Darstellung: Erzählung und Schilderung u. a.

4. Rededarstellung

In einem grösseren Text gibt es gewöhnlich verschiedene Arten der Rededarstellung:

- Autorenrede,

- Figurenrede,

- erlebte Rede,

Rededarstellungsarten sind aufs engste mit den anderen Komponenten des Textes wie: Stilfärbung, Expressivität und Emotionalität verbunden.

5. Stilfärbung:

- literarische Norm,

-Alltagsrede,

-gesenkt,

-gehoben u. a.

Als Regel hat die Autorenrede literarisch genormte Stilfärbung, die Figurenrede kann dagegen sehr verschiedene Stilfärbung haben. Wenn eine Erzählung in der 1. Person geführt wird, der Autor sich einigermassen mit dem Erzähler identifiziert, so kann die Autorenrede die Stilfärbung der Alltagsrede haben. Es soll auch gezeigt werden, wie die Stilfärbung auf der Ebene der Lexik, Syntax und der Morphologie zum Ausdruck kommt.

6. Expressivität

Die Behandlung der Expressivität eines Textes stellt die wichtigste Analysephase der Textinterpretation dar. Es wird dabei der Versuch unternommen, die Funktionen und die stilistische Leistung der entsprechenden Stilmittel zu bestimmen bzw. die wichtigste Frage zu beantworten: welches Wort in welchem Zusammenhang mit welcher Absicht und Wirkung gebraucht wird. Expressivität bzw. Bildkraft verleihen dem Text:

6. 1. Wortwahl oder expressive Lexik:

- thematische, synonymische Reihen, kontextuelle Synonyme u. a.

- Archaismen, Fremdwörter,

- Fachwortschatz, Gruppenspezifischer Wortschatz,
- Wortbildungsmittel,
- Wirkungsmöglichkeiten der Wortarten usw.

6. 2. Mittel des bildlichen Ausdrucks:

Dazu rechnen wir sowohl lexikalisch-stilistische als auch syntaktisch-stilistische Mittel. Unter lexikalisch-stilistischen Mitteln sind in einem Text als die s. g. Verbildlichungsmittel am wichtigsten:

- expressive Verben,
- Epitheta,
- Metaphorik und Methonymik,
- Vergleiche,
- Periphrasen usw.

Syntaktisch-stilistische Mittel treten im Text als Mittel der Hervorhebung auf.

Dazu zählen wir vor allem folgende Mittel:

- Aufzählung,
- Wiederholung,
- Ellipse,
- Ausklammerung, Nachtrag,
- Apposition,
- Länge und Kürze der Sätze,
- stilistisch markierte Wortfolge,
- Ausrufesätze,
- Fragesätze zur Feststellung einer Tatsache,
- rhetorische Fragen,
- Abbruch,
- Wiederholung usw.

Es ist bei der Erläuterung der Expressivität auch zu beachten, ob der ganze Text im gleichen Masse expressiv ist, wie ist die Wirkung der Stilmittel im Textzusammenhang und in verschiedenen Arten der Rededarstellung. Textgestaltend und expressiv kann auch die Wahl der Zeitformen wirken. Zu berücksichtigen sind auch Mittel des Humors und der Satire.

7. Emotionalität

Zu den Mitteln der Emotionalität gehört emotional gefärbte Lexik:

- Verba dicendi,
- Abstrakte Substantive bzw. Zustandssubstantive,
- Interjektionen,
- Kosenamen,
- Pejorativa,
- Schimpfwörter u. a.

Expressivität, Emotionalität und auch die Stilfärbung sind sehr eng mit der Art der Darstellung und Rededarstellung verbunden. So hat meistens die Schilderung literarisch genormte Stilfärbung und ist expressiv, wenn auch die stilistischen Mittel der Expressivität sehr verschiedene Stilfärbung haben können, je nach dem, wessen Porträt bzw. Sprachporträt gezeichnet wird. Expressivität und Emotionalität der Figurenrede können auch sehr verschieden sein, jedoch sind Figurenrede und erlebte Rede, besonders Autodialog emotionaler als die Autorenrede.

Bei der Interpretation der publizistischen Texte haben wir mit einer Art der Darstellung zu tun und zwar mit dem Berichten. Da aber Berichte (im weiten Sinne des Wortes) entweder rein informativ oder informativ-impressiv sein können, soll man immer die Art des Berichtes und die für ihn charakteristischen Merkmale im Auge behalten. Ausser Komposition und Architektonik ist in manchen Arten der Berichte (Erlebnisbericht, Feuilleton) die Expressivität zu berücksichtigen.

In Berichten haben wir als Regel mit zwei Schichten der Lexik zu tun: neutrale Lexik und terminologische Lexik, die mit dem Inhalt des Berichtes verbunden sind, d. h. politische Lexik, medizinische, philologische, ökonomische u. a. Terminologie. Bei dem Gebrauch der Terminologie soll die Möglichkeit der Synonymie berücksichtigt werden.

Sowohl bei den künstlerischen als auch bei den publizistischen Schriften haben wir mit dem schriftlichen Sprachausdruck zu tun. In der Kunstprosa nähert sich die Figurenrede dem mündlichen Ausdruck, in der Publizistik ist es die Rede, die Charakteristiken des mündlichen Ausdrucks hat. Das betrifft in erster Linie die Syntax: Vermeiden der langen, mehrfach zusammengesetzten Sätze, Ausklammerung, Kontaktstellung der beider Teile des Prädikats, Wiederholung usw. Der Unterschied zwischen dem schriftlichen und mündlichen Ausdruck soll bei der Textinterpretation nicht vergessen werden. Der häufigste Fehler, der bei der Textinterpretation vorkommt, ist die Isolierung der Aspekte des Textes: Inhalt und Form werden voneinander getrennt analysiert. Die Interpretation soll aber alle Aspekte als ein Ganzes zeigen:

- w a s sagt der Autor (Inhalt),
- w i e sagt der Autor (Form) und
- w i e ist die Wirkung auf den Leser (kommunikativ-ästhetische Wirkung).

TEXTE UND AUFGABEN

KOMPOSITION UND ARCHITEKTONIK DES TEXTES

DIE SCHLESISCHEN WEBER

In düstern Augen keine Träne,
Sie sitzen am Webstuhl und fletschen die Zähne:
Deutschland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch-
Wir weben, wir weben!

Ein Fluch dem Gotte, zu dem wir gebeten,
In Winterskälte und Hungersnöten;
Wir haben vergebens gehofft und geharrt,
Er hat uns geäfft und gefoppt und genarrt-
Wir weben, wir weben!

Ein Fluch dem König, dem König der Reichen,
Der unser Elend nicht konnte erweichen,
Der den letzten Groschen von uns erpreßt,
Und uns wie Hunde erschießen läßt-
Wir weben, wir weben!

Ein Fluch dem falschen Vaterlande,
Wo nur gedeihen Schmach und Schande,
Wo jede Blume früh geknickt,
Wo Fäulnis und Moder den Wurm erquickt-
Wir weben, wir weben!

Das Schiffchen fliegt, der Webstuhl kracht,
Wir weben emsig Tag und Nacht-
Altdeutschland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch-
Wir weben, wir weben!

Ja, du bist elend und ich grolle nicht;
Mein Lieb, wir wollen beide elend sein!

Bis uns der Tod das kranke Herze bricht,
Mein Lieb, wir wollen beide elend sein!

Wohl seh' ich Spott, der deinen Mund umschwebt,
Und seh dein Auge blitzen trotziglich,
Und seh den Stolz, der deinen Busen hebt-
Und elend bist du doch, elend, wie ich.

Unsichtbar zuckt auch Schmerz um deinen Mund,
Verborgne Träne trübt des Augen Schein,
Der stolze Busen hegt geheime Wund-
Mein Lieb, wir wollen beide elend sein!

H. Heine. Werke. Berlin. 1961.

X X X

„Ich glaube!“

„Ich glaube an den Menschen!“

„Ich glaube an die Güte des Menschen und seine Reinheit! Ich glaube an seine heilige Bestimmung und seine göttliche Seele! Ich glaube an die Brüderlichkeit, die Kameradschaft, an die allerlösende Menschenliebe! Dies ist mein Bekenntnis, großer Gott über der Finsternis!

Mit der ganzen Inbrust seiner fünfundzwanzig Jahre schrie Ackermann, der Soldat dies Bekenntnis vor sich hin. Soeben flog die bekannte graue Limousine an ihm vorüber.

„Ich glaube!“ Die Glocke eines elektrischen Wagens gellte, und er sprang mit einem Satz zur Seite. Um ein Haar wäre er überfahren worden. Sein weiter grauer Mantel flatterte dem Brandenburger Tor zu. Mit großen, raschen Schritten, wie gewöhnlich, ging er dahin. Er gestikulierte heftig, und seine rasenden Augen glühten in dem fahlen, mageren Gesicht.

„Ich glaube an die Brüderlichkeit zwischen den Völkern, die sich heute zerfleischen! Ich glaube an den Tag, da man die Kanonen und Schlachtschiffe zertrümmern, die Grenzpfähle umstürzen, die Flaggen zerreißen wird! Ich glaube an den Tag, da die Menschen nur eine Sprache sprechen werden, einerlei welche, denn nicht um die Schprache handelt es sich, allein um die Gedanken, die sie damit ausdrücken!“

„Ich glaube an den Tag, da es weder weiße noch schwarze, noch gelbe weder männliche noch weibliche Sklaven geben wird, an den Tag der gleichen Rechte

bei gleichen Pflichten! Ja, ich, Ackermann, glaube daran! Ich glaube an den Sieg des Rechts über das Unrecht, der Wahrheit über die Lüge! Ich glaube, daß göttliche Ideen Welt bewegen und nicht die Kanone!“.

„Ja, ich, Armseliger unter den Armseligsten, ich glaube an das kommende Himmelreich auf Erden - das Reich der Vernunft, Gerechtigkeit, Würde und Schönheit!“

„Auch an dich glaube ich, mein Volk“ rief Ackermann mit rasenden, glühenden Augen aus und durchschnitt das Brandenburger Tor. Es ist gut, dachte er aufatmend, sich zuweilen sein Bekenntnis zu wiederholen- in dieser entsetzlichen Finsternis- so gut tut es.

B. Kellermann. Der 9. November. Moskau, 1954, S. 104-105.

X X X

manche sind drauf reingefallen von denen ist einigen das Licht aufgegangen da blieb ihnen die Spucke weg andere haben den Kopf in den Sand gesteckt um nicht in Teufelsküche zu geraten andere haben auf das falsche Pferd gesetzt sie waren auf dem Holzweg und sind die Dummen geblieben und haben bis heute nichts hinzugelert

Manche sind ausgerutscht und haben sich rangeschmissen sie wollen die erste Geige spielen und Karriere machen und sich nichts abgehen lassen sie sind auf die schiefe Bahn geraten und mußten klein begeben und haben bis heute nichts hinzugelert

Manche haben nichts anders gewollt die waren ganz wild drauf und haben einen großen Hals gehabt und sich in die Brust geschmissen sie waren außer Rand und Band und schlugen über die Stränge bis ihnen das Maul gestopft wurde und das Handwerk gelegt da hat es ihnen die Sprache verschlagen sie haben die Hosen vollgehabt und eine schlechte Figur gemacht aber heute sind sie wieder obenauf

Die Leidtragenden waren die die sich nicht wehren konnten auf ihnen wurde herumgetrampelt sie wurden zugrunde gerichtet und zu schanden gemacht sie hatten nicht zu melden und viele sind drauf gegangen und die nicht draufgegangen sind die hat's aus der Fassung gebracht

die's angezettelt hatten die haben in Saus und Braus gelebt und sich gegenseitig den Rang abgelaufen und den dicken Wilhelm markiert es ist mit ihnen durchgegangen bis sie eins auf den Deckel gekriegt haben und ihnen der Marsch geblasen wurde da waren sie im Eimer oder sind in der Versenkung verschwunden

einige waren zu allem fähig und sind vor nichts zurückgetreten sie haben sich nicht gescheut bis zum Äußersten zu gehen sie haben sich kein Gewissen draus gemacht sie wollten ihr Mütchen kühlen und sich ins Fäustchen lachen da haben sie ihren Teil gekriegt es ist ein kurzer Prozeß mit ihnen gemacht worden

die meisten haben sich aber durchgemogelt und die Konjunktur ausgenutzt und ihr Schäfchen ins Trockene gebracht es ist ihnen glattheruntergegangen sie sind gut drüben weggekommen sie haben das Beste draus gemacht sie haben es immer besser gewußt und wissen von nichts und gehen auch heute auf Nummer Sicher

die paar die die Augen offen gehalten oder den Laden durchgeschaut haben die haben keinen Hund hinterm Ofen rausgelockt wer nicht die Klappe gehalten hat und sich in die Nesseln gesetzt und wer nicht Schluß gemacht hat der ist das ist merkwürdig nicht schlecht dabei gefahren

Helmut Heißenbüttel: Rollenverteilung. Kürzestgeschichten. Reclam 1982, S. 35-36

AUFGABEN

1. Komposition: Erschließung des Inhalts, Sujetlinie, ihre Entwicklung.
2. Architektur: Gliederung des Textes, Verbindungs der Teile.
3. Satzorganisierende Stilmittel im Text, ihre Wirkung.
4. Anapher, Epipher, Antithese, Klimax, Parallelismus; ihre Rolle in den vorliegenden Texten.
5. Wodurch unterscheidet sich der Text „Rollenverteilung“ von den übrigen Texten. Wie ist die Wirkung solch einer Architektur?

DARSTELLUNGSARTEN

SACHLICHE BESCHREIBUNG

Zu den Ohreulen gehört unsere größte Eulenart, der riesige Uhu, (*Bubo bubo*) der in etwa fünfzehn Rassen verbreitet und in China bis ins tropische Gebiet vorgedrungen ist. Seine Länge beträgt einschließlich des 25-28 langen Schwanzes 63-77 cm, das Gewicht 2-2, 5 Kilo. Das sehr reiche und dichte Gefieder ist auf der Oberseite dunkelrostgelb und schwarz geflammt, an der Kehle gelblich weiß, auf der Unterseite rostgelb, schwarz, auf der inneren Seite gelb eingefärbt, die Schwung- und Schwarzfedern mit braunen und gelblichen, dunkel gewässerten Punkten abwechselnd gezeichnet. Eigentlich wechseln im Gefieder nur zwei Farben miteinander ab in mehr oder weniger lebhaftes Rötlichgrau und Schwarz. Jede Feder ist schwarz geschäftet und ebenso quer gestreift, gewellt und zugespitzt. Auf der oberen Seite treten die dunklen Spitzen besonders hervor, auf der Unterseite, und zwar hauptsächlich auf der Brust, die Schaftstriche, am Bauche hingegen machen sich wieder die Querstreifen geltend. Das Weibchen unterscheidet sich nur durch die bedeutende Größe vom Männchen.

SCHILDERUNG

Schweigend und reglos stehen die mächtigen Bäume des Hochwaldes. Kein Lufthauch bewegt die stolzen Wipfel. Geschäftig huschen Eichhörnchen an den Stämmen auf und nieder. Mit ärgerlichem Gezeter streicht ein Eichhörnchen ab. Bei diesem mißtönenden Geschrei bewegt sich etwas, kaum wahrnehmbar, in einem besonders hohen, dichten Baumwipfel; die Federohren richten sich mißtrauisch auf, runde Augen mit prachtvoller Iris, die am äußeren Rande rötlich erglänzt, spähen argwöhnisch in die Runde. Das schrille „Kiaäh“ hat den Uhu aus seinem Halbschlaf hoch oben im Baumwipfel erweckt.

Dort hockt er, der stattliche Eulenvogel... Glatt angelegt ist das reiche dichte Gefieder. Dunkelrotgelb die Oberseite, gelblichweiß die Kehle, rostgelb die Unterseite, nachtschwarz die beweglichen Ohren. Er scheint tief und fest zu ruhen und doch reicht das geringste Geräusch ihn blitzartig zu ermuntern. Sofort richten sich die Ohrenbüschel auf. Hin und her dreht sich der ausdrucksvolle Kopf. Überlisten läßt er sich nicht.

AUFGABEN

1. Was ist für die Beschreibung charakteristisch? Was bezweckt sie? Welche Stilmittel werden hier gebraucht?
2. Was charakterisiert die Schilderung? Wodurch unterscheidet sie sich von der Beschreibung?
3. Wie wirken beide Arten der Darstellung auf den Leser?

SCHILDERUNG

Ihre schönen blassen Hände ohne Schmuck, bis auf den schlichten Ehering, ruhten in den Schoßfalten eines schweren, dunklen Tuchrockes und sie trug eine silbergraue, anschließende Taille mit festem Stehkragen, die mit hochaufliegenden Arabesken über und über besetzt war. Aber diese gewichtigen Stoffe ließen die unsägliche Zartheit, Süßigkeit und Mattigkeit des Köpfchens nur noch rührender, unirdischer und lieblicher erscheinen. Ihr rotbraunes Haar tief im Nacken zu einem Knoten gebunden, war glatt zurückgestrichen, und nur in der Nähe der rechten Schläfe fiel eine krause, lose Locke in die Stirn, unfern der Stelle, wo über der markant gezeichneten Braue ein kleines, seltsames Äderchen sich blaßblau und kränklich in der Klarheit und Makellosigkeit dieser wie durchsichtiger Stirn verzweigte. Dieses blaue Äderchen über dem Auge beherrschte auf eine beunruhigende Art das feine Oval des Gesichtchens. Es trat sichtbar hervor, sobald die Frau zu sprechen begann, ja, sobald sie nur lächelte... Sie sprach freimütig und freundlich mit ihrer leicht verschleierter Stimme, und sie lächelte mit ihren Augen,

die ein wenig mühsam blickten, ja hie und da eine kleine Neigung zum Verschließen zeigten, und deren Winkel zu beiden Seiten der schmalen Nasenwurzel in den tiefen Schatten lagen, sowie mit ihrem schönen blassen Munde, der blaß war und dennoch zu leuchten schien, vielleicht, weil seine Lippen so überaus deutlich und scharf umrissen waren.

Manchmal hüstelte sie. Hiebei führte sie ihr Taschentuch zum Munde und betrachtete es.

Thomas Mann. Erzählungen, Reclam, 1978, S. 82.

X X X

Der Parteisekretär hieß Anton Dürr. Anton ist Waldarbeiter, klein und knorrig-ein Kieferzapfen. Er kann sowohl scharf-gütig als auch gütig-scharf sein. Klein von Wuchs und groß im Verstand. Ein heller Kopf, eine Fackel für Blumenau, ein Mann an allen Schaltern des Dorflebens. Er hat viel hinter sich und viel vor sich. Die Genossen vom Parteisekretariat bemühen sich um Anton. Soll so ein Hellkopf und Draufgänger ein Amt in der Stadt übernehmen? Anton schaut kaum von der Arbeit auf.

Erwin Strittmatter. Ole Bienkopp, Berlin und Weimar, 1964, S. 12.

X X X

Ein Mann Anfang der Fünfzig. Mittelgroße schwächliche Statur, stark gewölbter Schädel, Gesicht schmal und lang, durch die Stirnglatze noch länger und schmaler, zerfurcht, zerklüftet, über Jahre gealtert. Der Ausdruck dieses Gesichtes jetzt abgespannt nahezu erschöpft. Große schmale Hände. Kleidung stockkonventionell. Dunkler grauer Anzug, weißes Dederonhemd. Auf dem Rockaufschlag ein der großen überdimensionellen Parteiabzeichen. Die dunkle Kravatte schief am Halse. Heute ein wenig gesprächiger als sonst: so saß er in einem von Borchows Sesseln und trank leise schlürfend seinen Kaffee.

Dieter Noll. Kippenberg, Berlin und Weimar, 1980, S. 157

X X X

Diese Mauer entlang-bemoost; Patina der Ewigkeit. Weg kaum merklich hügelan. Ungepflastert. Diese Mauer entlang. An den Stellen unterbrochen. Links die Gärtnerei. Diese Mauer entlang. Langsam- sie ist endlos.

Schmiedeeisern das Haupttor.

Flaches Verwaltungsgebäude: Anmeldung, Auskunft, Toiletten. Der Hauptweg. Kies. Douglastannengesäumt. Himmelragende Bäume, zwei Parallelen, die weit vorn zusammenfallen. Diesen Hauptweg entlang. Langsam. Solche Wege sind endlos. Marmor, Basalt, Granit, Porphyrt, witterungsbeständig. Wasserentnah-

mestelle. Eine Bank, die weiß gestrichen war, eine Inschrift, die lesbar war. Diesen Hauptweg entlang. Wacholder, schwarzgrüne Eichen. Blumengewelk.

Gebäude. Zwei flache Stufen, der Eingang offen und hoch und weit. Kalte Luft eines fremden Planeten. Eingang, unter dem das Herz im Halse schlägt. Die große Feierhalle, Schleppe, aufschluchzende Musik. Reihen, deren Sitze nach unten klappen.

Vorn zwischen den schwarzen Anzügen erkennbar: Blüten, Schleifen und Grün. Darüber sein Foto, riesengroß: Kolberg.

Jürgen Hopfer. Gleisverwerfung, Halle-Leipzig, 1982, S. 208.

X X X

Am Rhein entlang gehen, bevor der Trubel beginnt. Du hast dieses Land hier geliebt... hat Fülle, die Gegend. Nimm den Leitfad, da begegnet dir niemand. Das Schottergeröll und dieses verwunschene Geplätscher. Niedrige Sträucher, einige Weiden, die bittere Feinheit von Bärlapp und Schafgarbe. Dunstige Wärme, als sickerte das glänzende Zeug aus dem Boden. Ausgewaschenes Holz und der dunkle grobkörnige Sand, ein schmaler abseitiger Streifen, den man in Ruhe belassen. Ein paar Kähne, die sich müde taumeln, an ihren Pflöcken. Und in der Ferne die verwilderte Au, ein lasziv moderndes Dickicht, Brutstätte, Sonnenfang, dahin würde es dich locken. Der schmale ausgetretene Pfad, eine dürftige Linie in all der amorphen Verwesung. Verschleierte Gebilde, weicher Tang, zu Geflechten zersetzt, hier und da die Spur einer Kalkschicht, aus Muschelrückständen. Fein geschliffene Steine, trockene Kiesel, die Sonne bleichtös, und kleine Wellen wecken Tröne von Grau. Ein paar Stufen, setz dich eine Weile, dieses Fluten zieht unmerklich dahin.

Hans Joseph Ortheil. Agenten, München, 1989, S. 272-273.

X X X

Ich habe ja nicht gedacht, daß die Nacht in Griechenland so kalt sein würde, eine Nacht im Juni, geradezu naß. Und dazu keine Ahnung wohin er uns führen wird, ein Saumpfad zwischen Felsen hinauf, steinig, staubig, daher im Mondlicht weiß wie Gips. Sabeth findet: wie Schnee! Wir einigen uns: wie Joghurt! Dazu die schwarzen Felsen über uns: wie Kohle! Finde ich, aber Sabeth findet wieder etwas anderes und so unterhalten wir uns auf dem Weg, der immer höher führt. Das Wiehern eines Esels in der Nacht: Wie der erste Versuch auf einem Cello! Findet Sabath, ich finde: Wie ungeschmierte Bremse! Sonst Totenstille; die Hunde sind endlich verstummt, seit sie unsere Schritte nicht mehr hören. Die weißen Hütten von Korinth: Wie wenn man eine Dose mit Würfelzucker ausgeleert hat! Ich finde etwas anderes bloß, um unser Spiel weiterzumachen. Eine letzte schwarze Zypresse.

Wie ein Ausrufezeichen! Findet Sabeth, ich bestreite es; Ausrufezeichen haben ihre Spitze nicht oben sondern unten. Wir sind die ganze Nacht gewandert. Ohne einen Menschen zu treffen. Einmal schreckt uns Gebimmel einer Ziege, dann wieder Stille mit Herzklopfen und Durst, Stille über schwarzen Hängen, die nach Pfefferminz duften, nichts als Wind in trockenen Gräsern: Wie wenn man Seide reißt! Findet Sabeth, ich muß mich besinnen, und oft fällt mir überhaupt nichts ein dann ist es ein Punkt für Sabeth, laut Spielregel, Sabeth weiß fast immer etwas. Türme und Zinnen einer mittelalterlichen Bastion: Wie Kulissen in der Opera! Wir gehen durch Tore und Tore, nirgends ein Geräusch von Wasser, wir hören das Echo unserer Schritte an den türkischen Mauern, sonst Totenstille, sobald wir stehen. Unsere Mondschaten: Wie Scherenschnitte! Findet Sabeth. Wir spielen stets einundzwanzig Punkte, wie beim Pingpong, dann ein neues Spiel, bis wir plötzlich, noch mitten in der Nacht, oben auf dem Berg sind. Unser Komet ist nicht mehr zu sehen. In der Ferne das Meer: Wie Zinklech! Finde ich, während Sabeth findet, es sei kalt, aber trotzdem eine Glanzidee, einmal nicht im Hotel zu übernachten. Es ist ihre erste Nacht im Freien gewesen. Sabeth in meinem Arm, während wir auf den Sonnenaufgang warteten, schlottert. Vor Sonnenaufgang ist es am kältesten. Dann rauchen wir zusammen noch unsere letzte Zigarette; vom kommenden Tag, der für Sabeth die Heimkehr bedeuten soll, haben wir kein Wort gesprochen. Gegen fünf das erste Dämmerlicht: Wie Porzellan! Von Minute zu Minute wird es heller, das Meer und der Himmel, nicht die Erde; man sieht, wo Athen liegen muß, die schwarzen Inseln in hellen Buchten, es scheiden sich Wasser und Land, ein paar kleine Wolken darüber: Wie Quasten mit rosa Puder! Findet Sabeth. Die Luft um diese Stunde: Wie Herbstzeitlosen! Ich finde: Wie Zellophan mit nichts dahinter. Dann erkennt man bereits die Brandung an der Küste. Wie Bierschaum! Sabeth findet: Wie Glaswolle! Aber Sabeth weiß nicht, was Glaswolle ist - und dann die ersten Strahlen aus dem Meer: Wie eine Garbe, wie Speere, wie Sprünge in einem Glas, wie eine Monstranz, wie Fotos von Elektronen - Beschließungen. Für jede Runde zählt aber nur ein einziger Punkt; es erübrigt sich ein halbes Dutzend von Vergleich anzumelden, kurz darauf ist die Sonne aufgegangen, blendend: Wie der erste Stich in einem Hochofen! Finde ich, während Sabeth schweigt und ihrerseits einen Punkt verliert... Ich werde nie vergessen, wie sie auf diesem Felsen sitzt, ihre Augen geschlossen, wie sie schweigt und sich von der Sonne bescheinen läßt. Sie sei glücklich, sagt sie, und ich werde nie vergessen: das Meer, das zusehends dunkler wird, blauer, das Meer von Korinth und das andere das attische Meer, die rote Farbe der Acker, die Oliven, grünspanig, ihre langen Schatten auf der roten Erde, die erste Wärme und Sabeth, die mich umarmt, als habe ich ihr alles geschenkt, das Meer und die Sonne und alles, und ich werde nie vergessen, wie Sabeth singt.

Max Frisch. Homo Faber, suhrkamp taschenbuch, 354, S. 150-152.

AUFGABEN

1. Welcher Stilmittel bedienen sich die Verfasser der obenangeführten Texte bei der Schilderung?
2. Analysieren Sie die Texte, stellen Sie die typischen Merkmale des individuellen Stils des Verfassers fest!
3. Interpretieren Sie die Wirkung der Schilderung bei den einzelnen Schriftstellern!
4. Finden Sie in der deutschen Literatur Naturschilderungen. Sprechen Sie über ihre Bedeutung im Kontext!

ERZÄHLUNG

Die Wohnung war nicht schlecht, doch das Beste an ihr war der Bäcker. Ich habe nicht seinetwegen den Umzug gemacht, aber seintwegen würde ich nie wieder fortziehen. Er backte Brötchen, wie man sie lange schon nicht für möglich hielt. Es war, als hätte eine untergegangene Art einen der ihren zurückgelassen, um der Welt zu zeigen, was ihr verloren ging.

Manchmal trifft man noch auf eine Tomate, die wie eine Tomate schmeckt. Manchmal riecht eine Gurke herb und süß, wie die Gurken einstens rochen. Manchmal sehen Erdbeeren nicht nur aus, als wären sie Erdbeeren. Das ist dann Glück. Aber Glück ist das Wort für die Ausnahmen.

Ich klinge ungerecht, wo man weiß, daß ich einen Bäcker gefunden habe, dessen Brötchen unterm Biß noch knirschen. Die einem die Tasche wärmen, wenn man sie nach Hause trägt. Deren Duft uns im kahlen Wintermorgen die Nase hebt. Die nicht mit säuerlicher Luft gefüllt sind oder kaltem Kitt. Die man hört, wenn man das Messer durch sie zieht, um den goldschründigen Doppelbuckel vom porösen halbbraunen Boden zu trennen.

Bei solchen Brötchen und bei einem Bäcker, der solche macht, klinge ich ungerecht. Vielleicht bin ich es, vielleicht habe ich Gründe und bin es dann nicht. Man soll es ruhig prüfen.

Natürlich hatte ich den Bäcker nicht für mich allein. Als ich zum ersten Mal die Schlange vor seiner Tür sah, hielt ich es für ausgemacht, daß ich ihr Teil niemals sein würde. So gut kann kein Backwerk sein, dachte ich, aber wenn ich in die abgelebten Teigwaren von Konsum biß, dachte ich ein weniger heftig. Und eines Morgens reihte ich mich in die Schlange.

Der Bäcker öffnete um sieben. Auch eine Nachricht, zu der man beteuern muß, sie stimmte. Wirklich, er öffnete um sieben, und eine Stunde früher stand ich bei ihm ein. Die Frau vor mir wußte gleich, wie neu ich in dieser Sache war, und dafür, daß ich ihr auf ihre erstaunlich umfassenden Fragen stückweise meinen Lebenslauf

lieferte, unterwies sie mich in den Techniken des Brötchenerwerbs bei Bäcker Schwint. Sie sprach etwas laut, wie es Schwerhörige tun.

Sind Sie neu hier? Fragte sie, und dann sagte sie: Sie sind hier neu und sie sagte: Halb sieben ist gerade richtig. Man steht nicht zu lange, und man kommt nicht zu spät. Sind Sie der neue Mieter bei Schlossers? Sie sehen nicht aus wie ein Junggeselle. Oder sind Sie geschieden? Also geschieden. Wenn Sie um halb sieben kommen, sind Ihnen Schrippen sicher. Wer später aufsteht, muß Knüppel nehmen. Die Knüppel bei Schwint sind nicht schlecht, aber Schwint seine Schrippen sind wie beim Kaiser. Hatten Sie, wo Sie herkommen, auch so einen Bäcker? Nein, hatten Sie nicht, sonst wären Sie nicht weggezogen. Zeigen Sie Ihr Netz! Ja, das geht, aber kommen Sie Frau Schwint nie mit so einem Elastikding, wo sie die Brötchen mit Gewalt hineinstopfen muß, da gibt sie Ihnen bald nur die verhunzelten Stücke. Die steifen Plastnetze mag sie auch nicht, da ekelt sie sich vor. Am besten ist ein Leinenbeutel, so wie Schwint seine Brötchen sind, und ich warne Sie, Schwint hat wegen Todschlag gegessen, er ist eifersüchtig.

Das mochte er von mir ruhig sein, ich wollte nur an seine Brötchen. Aber ein wenig geschmeichelt fühlte ich mich schon, denn da die Frau mich nicht weiter kannte, hatte sie die Warnung auf den bloßen Augenschein von mir geliefert...

Hermann Kant. Der dritte Nagel, Berlin, 1981, S. 67-69.

X X X

Weißt du eigentlich, daß du früher immer Ingupin gesagt hast, fragte ich. Statt Pinguin. So dumm war ich nie!

Wie lange ist für ein achtjähriges Kind nie? Und wie lange ewig? Vier Jahre? Oder zehn? Oder die unvorstellbare Spanne zwischen meinem Alter und ihrem?

Ingupin! beharrte ich. Frag den Vater.

Aber wir konnten ihn nicht fragen. Ich konnte nicht hören, wie er auflachte und Ingupin sagte in demselben Tonfall, den er vor vier Jahren hatte. Ich konnte den Blick nicht erwindern, den er mir zuwerfen würde. Denn Vater sprach am Zaun mit dem Gartennachbar. Was man so sagt: Wie? Sie wollen die wilden Reizker an ihren Tomaten nicht mehr kappen? Das kann nicht Ihr Ernst sein! Wir hörten dem Streit mit überheblichem Vergnügen zu, wie man auf etwas hört, was einen wirklich nicht angeht. Übrigens gaben wir dem Vater recht. Aus Prinzip und weil der Nachbar im Frühjahr unseren letzten Respekt verloren hat, weil er in vollem Ernst verlangte, das Kind soll all die mindestens sechshundert gelben Butterblumen in unserem Garten abpflücken, damit sie nicht zu Pustebblumen werden und all Samen in sein akkurat gepflegtes Grundstück senden konnten. Wir hatten viel Spaß an dem Gedanken: Armen von Pustebblumenfallschirmchen-sechshundert mal dreißig, grob gerechnet, treiben eines Tages in einem freundlichen Südwestwind auf des Nachbars

Garten los, und er steht da, ächzend, weil er zu dick ist, bis an die Zähne mit Hacke und Spaten und Gartenschlauch bewaffnet, seinen Strohhut auf dem Kopf und seinen kleinen schwarzen Kötter zu seinen Füßen; aber sie alle zusammen richten nichts aus gegen die Pustebelumensamen, die gemächlich herbeiseigeln und sich niederlassen, wo sie eben abgesetzt werden, ohne Hast und ohne Widerstreben, denn das bisßchen Erde und Feuchtigkeit, um erst Fuß zu fassen und einen winzigen Keim zu treiben, findet sich all mal.

Wir waren ganz und gar auf der Seite der Pustebblumen.

Immerhin beklagte sich der Nachbar zu Recht, daß die Erdbeeren dieses Jahr am Stiel faulen und daß kein Mensch weiß, wohin das führen wird, wenn ein heiterer Nachmittag wie dieser zu den großen Ausnahmen gehört.

Mitten in dieses müde Gerede, in das dämpfende Gelächter aus einem anderen Garten, in den ein wenig traurigen Dialog meines Buches brach der trockene, scharfe, wahrhaft markerschütternde Knall eines Düsenfliegers. Immer genau über uns, sagte das Kind beleidigt, aber nicht erschrocken, und ich ließ mir nicht anmerken, wie leicht mir immer durch einen Schreck der Boden unter den Füßen wegsackt - Er schafft es ja nicht anders, sagte ich. - Was denn? - Die Schallmauer. Er muß ja durch. - Warum? - Er ist extra dafür gemacht, und nun muß er durch. Auch wenn es noch einmal so laut krachen würde. - Das muß doch ihm selber peinlich sein. Vielleicht steckt sich der Flieger Watte in die Ohren? - Aber er hört ja nichts. Das ist eben das: der Schall bleibt hinter ihm. Praktisch, findest du nicht? sagte das Kind und setzte im demselben Tonfall hinzu: mir ist langweilig.

Ich weiß- wohl, daß man die Langweile von Kindern zu fürchten hat und daß sie nicht zu vergleichen ist mit der Langweile von Erwachsenen; es sei denn ihre Langweile wäre tödlich für ganze Völker? Aber davon kann hier nicht die Rede sein. Ich mußte mit der Langweile des Kindes fertig werden und sagte vage und unwirksam: Mach doch was.

In der Zeitung steht es, sagte das Kind, man soll den Kindern Aufgaben geben. Davon werden sie gebildet.

Christa Wolf. Gesammelte Erzählungen, Berlin und Weimar, 1989, S. 5.

X X X

Immer wollen sie was, die Freunde, die Feinde, nach dem langen Krieg, dreihundert Jahre umfaßt das Gedächtnis nicht und doch weiß, wer an den Heeresstraßen wohnt, wie die Schweden alles ruiniert und geplündert haben, wie das Luch das Fieber geschickt hat, die Franzosen geraubt und geschlagen, alle paar Jahre Cholera, alle paar Jahr neue junge Soldaten erst ostwärts, dann westwärts, und wie die österreichische Radfahrschwadron sich in Ribbeck und in den nächsten Dörfer erholen durfte vom erfolgreichen Polenzug und die Zahnarzte Schwadron

zum letzten Appel sich sammelte gegen die Russen, das Havelland, ein Festplatz für alle Soldaten, Uniformen der Luftwaffe und der Roten Armee, die Verwundeten in den Baracken, polnische Soldaten, wer weiß woher, wohin, italienische im Gebüsch nach Ribbecker Schnecken suchend fürs Abendessen, und gnädig ist der, der nur deine Uhr nimmt, und im ganzen Durcheinander die Hamsterer aus Berlin einen ganzen Tag gelaufen zum Betteln, dazwischen polnische Zwangs-Arbeiter verhungert heimwärts und die Flüchtlinge in Gegenrichtung, nur die Zigeuner außerhalb des Dorfes festgehalten an der Zigeunertanne,

alle wollen sie was, und wenn einem Ribbecker mal was geschenkt wurde, fürs Haus an der Straße, dann konntest du sicher sein: in ein paar Tagen kommt ein Staatsorberhaupt durch, also schnell die Ziegel gerichtet, Balken gestrichen, und Blumen gesetzt, und der in einer Minute durch, wobei an frisch ausgehobenen Straßengräbern und kurz gemähten Rasen, und hinterher knüppeln sie dich mit der Rechnung,

was für eine Rechnung habt ihr in der Tasche oder was für Weihnachten ist das, daß ihr uns beschenkt mit Essen und Trinken und Kugelschreibern und Gartenbüchern und einem Baum, der fünfhundert Mark gekostet, schon ist das Bier alle, das Begrüßungsbier, ich trinke gern noch eins mit euch, ein Prost auf den Baum und die Zukunft, könnt ihr mir erklären, warum ich für euer Bier im Konsum in Blech verpackt und schön in Farbe auf dem Etikett, nun drei Mark zahlen soll statt sechzig Pfenning in der Flasche,

macht keine Witze mit uns, wir machen schon selber keine mehr, egal, bald ist mir alles egal, denn schlimmer kann es nicht kommen, und irgendwie werdet ihr uns, ich ergebe mich freiwillig allem, was kommt, keine Kraft mehr, keine Lust auf welchen Anfang, die Muskel gehorchen nur langsam, aber das Dorf hat niemals ein Fest gehabt wie heute, das steht fest, so wahr ich hier sitze, und alles umsonst, besten Dank, wer soll das bezahlen, das soll nicht meine Sorge, egal,

Friedrich Christian Delius. Die Birnen von Ribbeck, Rowohlt-Verlag, 1991, S. 33-34.

X X X

Dann wäre noch zu sagen, daß es mir hier sehr gut gefällt, ich lege auch eine Ansichtskarte bei, dort, wo das Kreuz steht, wohne ich, im ersten Stock, das Fenster mit den geschlossenen Läden. Hier ist es schon sehr heiß, gestern stieg das Thermometer über 30 Grad. Gut daß immer ein leichter Wind vom Meer her weht.

Ein Brief, geschrieben am 19. Mai, irgendwo steckengeblieben und hier am 25. eingetroffen, fremde Briefmarke, verwischter Stempel und auch ein Geruch; Geruch, wie ihn Briefe haben. Noch im Treppenhaus reißt sie ihn auf, blättert ihn durch, bleibt vor der Wohnungstür stehen, liest den Satz fertig, greift blind nach der

Türfalle. Jetzt ist der Umschlag zerrissen, der Absender unleserlich, Via Alberti, vielleicht.

Vielleicht ist das Meer im Frühling nicht so lächerlich. Gut, daß immer ein leichter Wind vom Meer her weht. Der 19. war ein Sonntag, dolce far niente, Brief geschrieben, am Montag auf die Post gebracht, gut, daß immer ein leichter Wind vom Meer her weht. „Gut“ und einige Sätze über Palmen, Pizzas und Wenedig. Und unter der Adresse steht „Svizzera“ in großen Buchstaben, zweimal unterstrichen. Wer sammelt Briefmarken?

Sie faltet den Brief, faltet ihn noch einmal, faltet ihn zu einem kleinen Paket, öffnet ihn, streicht ihn glatt und denkt nach. Heute hat es geregnet, sie versucht den Brief wegzulegen, versucht, sich Italien vorzustellen - Espresso mit einem Glas Wasser, Aqua, Compari und ein Tellerchen mit Oliven - zündet sich endlich eine Zigarette an, faltet den Brief wieder.

Und er schreibt „gut“, daß immer ein leichter Wind vom Meer her weht. Er sitzt in seinem Zimmer, ein Sonntag irgendwo am Meer, Mittel-Meer, Via Alberti, sehr wahrscheinlich, schreibt diesen Brief, der heute, am 25. angekommen ist, den der Postbote mit den Zeitungen, den Drucksachen, den Rechnungen in den Briefkasten gesteckt hat, diesen Brief, der nicht verlorengegangen ist, der eine vollständige Adresse trägt, der einen Empfänger gefunden hat, einen Brief vom Meer.

Er schreibt, was man vom Meer schreibt und daß es blau ist und er schreibt „herzliche Grüße“ wie man „herzliche Grüße“ schreibt und er entschuldigt seine Schrift, entschuldigt sein langes Schweigen und schreibt, daß es gut sei, daß immer ein leichter Wind vom Meer her wehe.

Dann, später einmal, wirft der Postbote einen Brief in den Kasten und unter der Adresse steht „Svizzera“, und es ist seine Schrift, und es ist angenehm am Meer, es gefällt ihm gut.

Peter Bichsel. Eigentlich möchte Frau Blum... 18. Auflage 1991, printed in Switzerland, S. 37-39.

AUFGABEN

1. Was ist für die Erzählung charakteristisch?
2. Bestimmen Sie die Stilfärbung der obenangeführten Erzählungen!
In welchen Aspekten der Sprache kommt sie zum Ausdruck?
3. Charakterisieren Sie die Syntax der Erzählungen! (Typen der Sätze, Wortstellung im Satz, Arten der Verbindungen zwischen den Satzgliedern und Sätzen).
4. Was verleiht den Erzählungen Expressivität?
5. Welche Stilmittel verleihen den Erzählungen Emotionalität?
6. Vergleichen Sie die Erzählungen miteinander!

BERICHTEN

SO FEIERN DIE DEUTSCHEN AM LIEBSTEN WEINACHTEN BM/DDP, 23. DEZ.

Weihnachten als Fest der Familie steht bei den Deutschen immer noch hoch im Kurs. Das läßt sich an vielen Umfragen und Statistiken ablesen, die in der Adventszeit veröffentlicht werden.

So sprachen sich 56% der Befragten Bundesbürger für das Zusammensein von Eltern und Kindern unter dem Weihnachtsbaum aus. Für 43% gehören strahlende Kinderaugen und - Kindergesichter zum Weinachts-Glück. 39% besuchen mit der Familie die Christmesse. Und nur eine verschwindende Minderheit von 2, 5% der Deutschen bezeichnet sich selbst als „Weihnachtsmuffel“.

Die Mehrheit der Bundesbürger kann sich übrigens nicht vorstellen, zum Weihnachtsfest eine Asylbewerberfamilie einzuladen. Nur jeder dritte Deutsche würde den Heiligen Abend gemeinsam mit Asylananten verbringen.

Knapp jeder zweite Deutsche gab an, er hasse die verzweifelte Geschenksuche in letzter Minute. Viele lassen sich tatsächlich sehr viel Zeit mit dem Einkauf: So hatte jeder zweite Bundesbürger eine Woche vor dem Fest noch nicht alle Geschenke für seine Lieben beisammen. Wer beschenkt wird, kann allerdings sicher sein, daß das Präsent aufrichtig überreicht wird: Zwei von drei Deutschen geben an, nur vom Herzen zu schenken. Nur jeder dritte verteilt „Pflichtgeschenke“.

Die Umweltschützer werden es nicht gerne hören: 67% der Befragten halten es für wichtig, daß die Geschenke auch schön verpackt sind. Da kommt allerhand zusammen: Alle Bundesbürger zusammen werden ihre Geschenke in schätzungsweise 5000 Tonnen bedrucktes Geschenk - und Packpapier einwickeln.

In ganz Deutschland werden in diesem Jahr rund 22 Millionen Weihnachtsbäume aufgestellt. Für 61% der Bundesbürger gehört der Baum unbedingt zum Fest. Weihnachtslieder singen ist ein unbedingstes Muß in 78% der deutschen Familien.

Der Weihnachtshit ist schlechthin „Stille Nacht, heilige Nacht“. Wer „Oh Tannenbaum, oh Tannenbaum“ trällert, liegt meistens falsch: in drei von vier Häusern erklingt das Lied von einer Fichte, dem Marktführer unter den Weihnachtsbäumen.

Vor und nach den Festtagen wird auch allerhand gegessen und getrunken: So vernaschen die Bundesbürger allein im Advent und an Weinachten knapp 250000 Tonnen Süßwaren. Das entspricht einem Viertel der gesamten Jahresproduktion. Dazu kommen natürlich die selbstgefertigten Plätzchen, Stollen und Kuchen: In drei von vier Küchen backt die Hausfrau selber.

Ernährungswissenschaftler schlagen angesichts der üppigen Mahlzeiten an den Festtagen und der Süßigkeiten natürlich Alarm. Fette Soßen und Braten, Lebkuchen

und Schokoladenherzen schlagen unbarmherzig beim Gewicht zu Buche: Jeder Bundesbürger ißt statistisch an jedem Festtage 500 bis 600 Kalorien mehr als der Körper benötigt.

Wenn man die vorweihnachtlichen Schleckereien dazurechnet, ist es leicht möglich, nach den Festtagen drei bis vier Kilo mehr auf die Waage zu bringen
Andreas Schmitz. Berliner Morgenpost. 23. Dez. 1991.

X X X

HERZZENTRUM: ZUM 500. MAL DAS LEBEN GERETTET.

Im deutschen Herzzentrum Berlin wurde jetzt das 500. Herz transplantiert. Grund zur Freude für Prof. Roland Hetzer und sein Team. Im April 1986 verpflanzten sie das erste Spendenherz. „Unser Transplantationsprogramm ist das größte in Deutschland und gehört weltweit zu den fünf umfangreichsten“, erklärt Hetzer stolz und glücklich.

In der Nacht zum Freitag erhielt die 44-jährige Waltraut M. aus Wetter in Nordhessen ein lebensrettendes Spenderherz. „Um 10 Uhr morgens bin ich aufgewacht“, erzählt sie nach ihrer dreieinhalb stündigen Operation zwischen 1 und 4, 30 Uhr. Ich hatte so große Angst vor dem Eingriff, zumal ich noch nie operiert wurde. Doch bald werde ich so leben können wie früher“, freut sich die Patientin, die schon die ersten Schritte gewagt hat.

Waltraut M. litt seit ihrer Kindheit unter Herzkrankheiten, die zu einer Herzmuskelschwäche führten, so daß sie ihren Beruf als Chemielaborantin aufgeben mußte. „Im August verschlimmerte sich mein Zustand, so daß ich ins Krankenhaus nach Marburg eingeliefert wurde. Im Oktober zeigte sich keine Besserung, so daß die Ärzte meinten, nur ein neues Herz könnte mich noch retten“, berichtet Waltraut M. Da akutes Herzversagen drohte, wurde sie im Berliner Herzzentrum sofort an ein künstliches Herz-Kreislauf-Unterstützungs-System angeschlossen. So wird die kritische Zeit überbrückt bis ein passendes Spenderherz von der Vermittlungszentrale „Eurotransplant“ im niederländischen Leiden zur Verfügung gestellt werden kann. Dann endlich, Donnerstag abend, die Nachricht aus Leiden. Der „Countdown“ läuft: ein Arzt und eine Schwester vom Herzzentrum holen per Flugzeug das Spenderherz, inzwischen wird die Patientin auf die Operation vorbereitet, denn die Zeit ist kostbar... Oberarzt Weng Yuguo leitete die Operation. „Das Team ist gut aufeinander abgestimmt, hat jahrelange Erfahrung, da ist es fast Routinearbeit“, erklärt Hetzer.

Waltraut M. kann sich schon wieder auf die Weihnachten freuen und natürlich auf den Besuch ihres Mannes.

Jola Merten / Frank Hauke. Berliner Morgenpost, 21. Dez. 1991.

X X X

Altpapier wird sowieso auf den Müll gekarrt. - Sätze wie dieser hören umweltbewusste Verbraucher immer wieder. Und sind verunsichert. Fünf Umweltgerüchte auf dem Prüfstand.

Umweltbewußtsein kostet oft Zeit, Geld und Mühe. Um so ärgerlicher für den bewußten Verbraucher, wenn ihm durch Bekannte, Werbung oder Industrie- immer wieder gesagt wird, daß der ganze Aufwand ohnehin nichts bringe. Was häufig allerdings nicht stimmt. Fünf Umweltgerüchte haben wir für sie unter die Lupe genommen: „Phosphatfreie Waschmittel belasten die Umwelt“.

Sie sollen sogar Algenblüte fördern, hieß es vor paar Monaten. Stimmt nicht: Phosphathaltige Waschmittel tragen zur Überdüngung von Gewässern (und damit zur Algenpest) bei, phosphatfreie Mittel sind laut Bund für Umwelt - und Naturschutz Deutschland (BUND) die bessere Alternative: Sie enthalten Phosphatersatzstoffe, die normalerweise nicht wasserlöslich sind und in Klärwerken herausgefiltert werden können.

„Pfandflaschen sind keine Alternative“ - Stimmt nicht. Im Gegenteil Auch wenn alle Verpackungen Nachteile haben, gibt es zu Mehrwegflasche keine ökologisch sinnvolle Alternative. Durchschnittlich schafft eine Glasflasche 37 Durchläufe, die neuen Mehrweg-Kunststoffflaschen nur 20 bis 25. Milchtüten aus Papier oder Kunststoff sind zur Zeit noch kaum recyclingfähig. Wenn möglich Milch mit einer Flasche abholen. Z. B. an der stählernen Kuh.

„Altpapier wird sowieso auf den Müll gekarrt“. Stimmt leider zum Teil. Zwar wird der Großteil recyclet, aber die Nachfrage nach der Produktion aus Altpapier ist noch zu gering. Deshalb unbedingt Zeitungen sammeln, aber auch den Absatz ankurbeln: noch mehr Artikel aus Altpapier (Notitzblock, Küchenrolle, etc) gebrauchen und Papierabfall vermeiden.

„Solargeräte - eine sinnlose Spielerei“ - Völlig falsch. Alle Kleingeräte, wie Walkmen, Uhren, Lampen oder Radios, die mit Solarzellen betrieben werden, sparen Batterien.

„Weißblech und Plastik sammeln bringt nichts“. Stimmt leider. Weißblechrecycling ist aufwendig, lohnt sich nicht. Bei Plastik gibt es derzeit viel zu viele Sorten, die zudem selten gekennzeichnet sind. Also: am besten Finger weg von Plastik- und Weißblechverpackungen. Br. H.

Freundin, 1/92, S. 104.

AUFGABEN

1. Zu welcher Art der Texte gehört der Bericht?
2. Bestimmen Sie die Art der Berichte (Erlebnis-Tatsachenbericht)?

3. Charakterisieren Sie die Lexik der Berichte (neutrale, terminologische, expressive Lexik)! Was ist für die deutsche terminologische Lexik typisch?
4. Charakterisieren Sie die Syntax der Berichte!
5. Interpretieren Sie die obenangeführten Berichte!
6. Verwandeln Sie die zwei letzten Berichte in Nachrichten!

REZENSION

DOKUMENTE EINER UNZERSTÖRTEN STADT

Die Burgstraße mit der Heiligenkirche - ein Motiv, das leider der Vergangenheit angehört. Denn das 1728 fertiggestellte und im Kriege schwerbeschädigte Gotteshaus ließ die SED 1954 restlos schleifen, und auch ein Teil der abgebildeten Häuser aus dem 18. Jh. mußte dem „neusozialistischen Potsdam“ weichen. Entnommen haben wir das Foto dem Bildband „Das alte Potsdam“, der mehr als hundert Aufnahmen des einstigen „Starphotografen“ Max Baur enthält. Er hatte 1934 die Schönheiten der Havelstadt entdeckt und spontan seine Werkstatt vom Harz nach Potsdam verlegt.

Baur, der 1988 starb, hat eine bemerkenswerte Dokumentation der einstigen Residenzstadt geschaffen. Er fotografierte die frühere Lange Brücke mit den Soldatenfiguren ebenso wie die holländische Stimmung am Stadtkanal mit dem Objektiv in die Räume des Stadtschlusses und hielt das einstige Schauspielhaus mit der bekannten Inschrift fest „Dem Vergnügen der Einwohner“.

Das Buch „Das alte Potsdam“ ist in der Potsdamer Verlagsbuchhandlung erschienen und kostet 68 DM.

Klare Sachlichkeit und bestechende Schärfe.

Mit seinem reichen plastischen Schmuck, mit dem beschwingt aufsteigenden Fortunaportal und der klassischen Tempelfassade des westlichen Kopfbaus gehörte einmal das Potsdamer Schloß zu einem der architektonischen Mittelpunkte der Stadt vor den Toren Berlins. Das bekannte und das unbekanntes Potsdam vor der Zerstörung zeigt das Bildband „Postdam um Neunzehnhundert“, der 100 Meßbil-daufnahmen enthält. - Fotos, die durch ihre klare und sachliche Stimmung sowie durch ihre Schärfe bestechen. Wir entdecken in dem Bildband auch selten gezeigte Ansichten; so ist der Marmorsaal im Stadtschloß zu sehen, die Einsiedelei im Neuen Garten mitsamt dem ovalen Kuppelraum, die romantische Borkenhausküche und die Muschelgrotte sowie Speisesaal, Grottensaal und Vestibül des Marmorpalais. Dieses Gebäude, das sich König Friedrich Wilhelm II. bauen ließ, wird zur Zeit restauriert. Der Bildband ist bei der Nikolaischen Verlagsbuchhandlung erschienen und kostet 68 DM.

Berliner Morgenpost. 19. Dez. 1991.

X X X

MAMA PAPA AUTO. NACHRUF AUF EIN STATUSSYMBOL.

Autos machen Leute. Was wäre der Ruhrpottprinz ohne Manta, der Banker ohne Benz, der Student ohne Ente? Die Benzinkutsche ist längst ein „Status zwischen Lust und Frust“ wie es Klaus Stringel auf einen Nenner bringt, zusammen mit Bertram Verhaag verfaßte er einen Nachruf auf das Automobil „Mama Papa Auto“.

Ohne zu kommentieren, haben die Autoren Angenehmes und Absurdes rund um das Auto zusammengetragen. Wissenschaftler rechnen vor, wie sich ein 70 Kilogramm schwerer Mann von einer Tonne Blech transportieren läßt. Dagegen steht der Wagenkult, von der täglichen Hochglanzpflege über kirchliche Autosegnungen bis hin zur Peep-Show-Autowaschanlage, wie sie sich die Autoren in Monreal aufspürten.

Das Auto funktioniert wie eine Droge. Trotz hoher Kosten, tödlicher Gefahren und immenser Umweltbelastungen ist kaum jemand bereit darauf zu verzichten-so Filmmacher Claus Stringel. „Wir wollen in unserem Film keinen mahnenden Finger erheben, sondern vielmehr auf Sinn und Unsinn der Automobils aufmerksam machen“.

Birgit Amon. Berliner Morgenpost, 19, Dez. 1991.

X X X

OH TANNENBAUMERKLING IN TOTAL FETZIGER MANIER

Ein verschneiter Waldweg, aus dem ein Zwiebeltürmchen lugt, schumriges Licht des sich neigenden Wintertages: Ein Bühnenbild wie von einer Weihnachtsgrußkarte bestimmt das Adventkonzert der deutschen Oper für die ganze Familie. Sie erscheinen auch zahlreich, um sich den Kunstgenuß nicht entgehen zu lassen.

Standen im ersten Teil des Programms weihnachtliche Liedkompositionen verschiedener Epochen auf dem Programm, so folgten im zweiten Teil die fröhlicheren und volkstümlicheren Melodien aus aller Welt. Winfried Bauernfeind und Hans Hilsdorf hatten unter der Vielzahl bekannter und unbekannter Weihnachtsmusik mit glücklicher Hand gewählt, und Götz - Streichquartett und das Brandenburger Quintett Berlin mit seinen Blasinstrumenten intonierten die feierlichen Kompositionen ebenso trefflich wie einen richtig fetzigen, total verjazzten „Oh Tannenbaum“.

Die Sängerinnen und Sänger der Oper begleiteten am Flügel und Cello Hans Hilsdorf und Douglas V. Brown.

Leider erkrankte die angekündigte Camille Capasso vor Konzertbeginn. Katja

Borris übernahm spontan auch ihren Part. Klimiko Adachi und Rysuoke Saitu überraschten mit Weihnachtsliedern ihrer Heimat, deren asiatisches Gepräge besonders reizvoll anmutete. Laura Aikin, Marcia Bellamy, Catherine Gayer, Gudrun Sieber, Peter Edelmann, David Knutson, Ralf Raimond Martin und Peter Maus ließen den Abend zur reinen Freude werden, zuguter Letzt fiel das Opernhauspublikum in den Chorus „Oh du fröhliche...“ mit ein.

Gabriela Reusch. Berliner Morgenpost, 19. Dez. 1991.

AUFGABEN

1. Wodurch unterscheidet sich die Rezension von dem Bericht?
2. Interpretieren Sie die obenangeführten Rezensionen, achten Sie auf die Wortwahl und Syntax!
3. Schreiben Sie eine Rezension (Buch, Film, Theateraufführung)!

FEUILLETON

DA STEHT ES.

Wer einmal ägyptische Lieder zu Hand nimmt, kann sich wundern, wieviel in wenigen Worten liegt. Jemand sagte, es hätte wohl damit zu tun, daß ehemals die Dichter ihre Verse mit Hammer und Meisel selbst in die Felswände schlagen mußten. Das leuchtet ein. Man kann sich vorstellen, wie sie um jede Zeile gerungen haben; denn da kostete das Wort noch Schweiß und Schwielen, auch das überflüssige, und eine Phrase tat nicht nur den Lesern weh.

Infolgedessen ist dort sehr bald Papier erfunden worden. Da kam es dann auf ein paar Meter mehr nicht an.

Wunderhübsch sind damals die Mädchennamen gewesen: „Ich liebe ihre Augen“ oder „Wie schön ist ihr Gesicht“ oder „Ich sehe sie gern“ oder „Die ich wünsche“ oder „Herrin schöner Dinge“ oder „Die, um die ich bat“ oder „Mein Herz stand nach ihr“ und „Schönste der Stadt“. Die jungen Männer brauchten also bloß den Namen ihres Mädchens zu nennen, um etwas Zärtliches gesagt zu haben. Und sagten sie etwas Zärtliches, dann war es gleich der Name ihres Mädchens. So einfach war es. So gefährlich. Denn immer mußten sie dasselbe zu einer sagen, weil neue Liebesworte schon den Namen einer anderen bedeuten konnten.

Infolgedessen sind bald seriöse Mädchennamen erfunden worden und stehende Redewendungen, die mit Liebe nichts zu tun haben. Bis auf den heutigen Tag braucht einer bloß ihren Namen auszusprechen; wenn es der richtige Mann ist, wird sie dabei ganz deutlich „Schönste der Stadt“ hören.

Da hat vor viereinhalbtausend Jahren einer vor seinem Papyrus gesessen, der sollte ein Gedicht auf die Liebe der Pharaonin machen. Und als er nahezu fertig

war damit, hat er über einen wirkungsvollen Schluß nachgedacht. Und weil er zuviel Talent hatte, um Hofpoet zu sein, wollte er diese letzten Zeilen den Liebenden widmen, dachte dabei auch an die Wäscherin am Flußufer, and die Müllerin über den Mahlsteinen, dachte an alle, die Liebe bekamen und gaben, nicht nur an eine vergängliche Königin; denn er besang den kaum wahrnehmbaren Seufzer, den jeder hört, und nicht die Planstelle. Er wollte sein Glück aufschreiben, das für ihn Dank bedeutet an eine ganz Bestimmte. Also schrieb er: Sie erfreute ihn und küßte ihn.

Da steht es und wir können es lesen.

Das ist nun viereinhalbtausend Jahre her, aber es ist, als ob er dich gekannt hätte, Schönste der Stadt.

Heinz Knobloch. Beiträge zum Tugendpfad, Berlin und Weimar, S. 112.

X X X

MAN MÜßTE...

An meinem Kalender steht an meinem Geburtstag unter der Zahl gar nichts. Kein Berühmter ist geboren oder gestorben, nichts von Bedeutung, woran erinnert werden müßte, geschah. Das ist nicht weiter schlimm. Tage, an denen nichts, aber absolut nichts los ist, sind nicht die schlechtesten.

Doch wollte ich schon immer wissen, was denn wirklich geschah an diesem bestimmten Tag, den ich nicht nur für den Ausweis brauche. Was stand damals in der Zeitung? Worüber wurde gesprochen? Was bewegte die Gemüter? Wer spielte im deutschen Theater? Welches Buch war ganz neu? Wie war das Wetter? Was kostete ein Brot? Ich weiß es nicht. Ich kenne auch niemanden, der mir über seinen Geburtstag entsprechende Auskunft geben könnte. Dabei ist es nicht der uninteressanteste Tag unseres Lebens; selten auch, daß uns der letzte mehr zu kümmern scheint, als der, an dem wir anfangen. Wie oft wollte ich mich in der Stadtbibliothek die Zeitungsbände von damals geben lassen. Aber dazu niemals Zeit.

Vor ein paar Jahren bot sich andere Gelegenheit. An dem Tag, als meine Tochter geboren wurde, kaufte ich sämtliche Zeitungen. Ich baute ihr die Chronik ihres Geburtstages zusammen, schnitt aus und klebte ein, was wichtig erschien und lesenswert. Nachrichten vom Tage, Außen- und Innenpolitik, einen Leitartikel, das Rundfunkprogramm zur Stunde ihrer Geburt, ein paar Heiratsanzeigen, und „Was spielt Kino?“, den Wetterbericht, ein Kreuzworträtsel, das Gemüseangebot und -weil sie eine Frau sein wird-einige Modezeichnungen von Hüten.

Noch weiß sie nicht davon. Eines schönen Tages, vielleicht zur Jugendweihe, vielleicht später, wird sie die Mappe bekommen. Dann wird sie wissen, was los war am Tage ihrer Ankunft. Das vergilbte Zeitungspapier wird eine Menge erzählen, viel mehr als wir Erwachsene dann noch wissen.

Neulich, als ich die Blätter wieder einmal ansah, merkte ich daß ich es noch viel besser hätte sein können. Gründlicher und orgineller. Noch heiterer vor allen Dingen. Man ist eben zu feierlich, wenn man zum ersten Male Vater wird.

Heinz Knobloch. Beiträge zum Tugendpfad. 1972, S. 117-118.

AUFGABEN

1. Charakterisieren Sie Feuilleton als Genre des Stils der Publizistik.
2. Interpretieren Sie die beiden Feuilletons.
3. Wodurch unterscheidet sich das Feuilleton im Deutschen von dem im Litauischen?

X X X

SIND FRAUEN DIE BESSEREN MEISTER - SAGT EINE, DIE ES WISSEN MUß.
ULRIKE KARBE, PRESSEREFERENTIN DES ZENTRALVERBANDES DES
DEUTSCHEN HANDWERKES IN BONN

Das Handwerk hat die Frauen entdeckt. Auch traditionelle Männerjobs, die den Löwenanteil im Handwerk ausmachen, stehen Frauen inzwischen offen. Heißt es jedensfalls. Doch wie gut sind die Chancen wirklich?

Freundin: Betriebe suchen händeringend nach Facharbeiterinnen. Viel Lehrstellen können mangels der Interessenten nicht gedeckt werden. Not an Mann und plötzlich dürfen Frauen auch dran?

Ulrike Karbe: Nein. Wir haben uns auch früher, als die Lage auf dem Arbeitsmarkt für Azubis prekär war, um Frauen bemüht. Das Problem lag eher und liegt an den Mädchen, die bestimmte Jobs nicht wollen. Das Interesse ist zwar vorhanden, aber der gesellschaftliche Druck ist immer noch groß. Viele Eltern zeigen kein Verständnis, wenn die Tochter in den Monteuranzug schlüpfen will. Ein Mädchen, das beispielweise Kfz-Mechanikerin werden will, kriegt von ihren Freundinnen zu hören: „Spinnst du, willst du denn ständig in dreckigen Klamotten rumlaufen?“

Freundin: Liegt es nicht eher daran, daß letztlich viele Meister doch keine Frauen anstellen wollen?

Ulrike Karbe: In einigen Handwerksbetrieben hat der nötige Umdenkungsprozeß noch nicht stattgefunden, das stimmt. Andererseits: Betriebe, die Frauen eine Chance gegeben haben, sind des Lobes voll. Frauen haben sich als besonders einsatzfreudig und fleißig erwiesen. Sie brechen weitaus seltener die Lehre ab als ihre männlichen Kollegen. Sie schließen im Durchschnitt ihre Ausbildung mit besseren Noten ab. Sie sind manuell oft geschickter. Sie tun eine Menge für Betriebsklima. Und sie sind firmentreuer. Das sind Erkenntnisse, die sich durchsetzen und die die Arbeitsgeber inzwischen honorieren.

Freundin: Den Betrieben bringen Handwerkerinnen also eine Menge. Und was bringt es den Frauen selbst?

Ulrike Karbe: Eine vielseitige Ausbildung und einen abwechslungsreichen Job. Letzteres gilt besonders für kleinere Betriebe. Hier muß man nicht nur seine Arbeit gut machen, sondern auch betriebswirtschaftlich was drann haben und Kunden beraten können. Flexibilität ist gefragt.

Freundin: Wo haben denn Frauen die besten Chancen?

Ulrike Karbe: Abgesehen von den klassischen Frauenberufen in den Bereichen Körperpflege, Gesundheit und Nahrungsmittel vor allem im gewerbetechnischen Bereich. Die Elektroinnungen setzen zum Beispiel verstärkt auf Frauen. Viele Frauen zieht es dagegen ins Kunsthandwerk.

Freundin: Und ausgerechnet hier gibt es nicht genügend Lehrstellen und Arbeitsplätze...

Ulrike Karbe: Wer künstlerisch sehr begabt ist und sich gut verkaufen kann, kommt schon unter. Aber einfach ist es nicht. Unter Umständen muß man dafür sogar einen Ortwechsel in Kauf nehmen.

Freundin: Vergleichsweise wenig Frauen- nur 10 Prozent absolvieren die Meisterprüfung. Wie erklären Sie das?

Ulrike Karbe: Es ist ein langer Weg dahin. Drei bis dreieinhalb Jahre kann die Lehre dauern. Danach muß man drei bis fünf Jahre als Gesellin arbeiten. Und heutzutage ändern sich die Techniken ständig. Anwärter bilden sich deshalb in zeitaufwendigen Meistervorbereitungskursen weiter - am Feierabend oder ganztags. Gerade für Frauen mit Kindern ist das natürlich schwer zu schaffen. Andererseits: Die Erfahrung zeigt schon jetzt daß Frauen die besseren Meister sind. Denn die Frauen, die die Meisterprüfung wagen, schneiden wiederum besser ab als ihre männlichen Kollegen. Schon aus diesem Grunde kann man sie zu diesem Schriitt ermutigen.

Freundin: Frauen und Handwerk - wo liegen die Probleme?

Ulrike Karbe: Probleme gibt es etwa in den Bäckereien, da Frauen laut Gesetz erst ab sechs Uhr morgens arbeiten dürfen. Außerdem ist es ihnen verboten, sehr schwere Lasten zu heben. Das schreckt besonders Arbeitgeber im Bauhandwerk ab. Wir bemühen uns, daß diese Gesetze aufgelockert werden. Denn Faruen müssen selbst wissen, wieviel sie sich zumuten können. Wobei es sicher sinnvoll ist, wenn Frauen sich von einem Arbeitsmediziner untersuchen lassen, bevor sie angestellt werden.

Freundin, 1/92. S. 44.

AUFGABEN

1. Charakterisieren Sie Interview als Genre der Publizistik!
2. Sprechen Sie über die Architektonik des obenangeführten Textes!

3. Bestimmen Sie die Stilfärbung des Textes!
4. Geben Sie eine vollständige Interpretation des Textes!

X X X

Es ist mir ein Bedürfnis, meine Freude darüber auszusprechen, daß Schriftsteller sich aus allen Zonen zahlreich eingefunden haben. Das gibt das Gefühl, in Deutschland zu sein, nicht nur in einem Teil sondern im ganzen, einigen Deutschland. Die Dichter und Schriftsteller haben eine besondere Beziehung zur Einheit, nämlich durch die Sprache. Die Sprache scheidet ein Volk von anderen Völkern, aber sie hält auch ein Volk zusammen. Die Schriftsteller sind die Verwalter der Sprache, sie bewahren und erneuern die Sprache. Sie bewegen durch ihre Sprache die Herzen und lenken die Gedanken. Durch die Sprache sind sie auch Verwalter des Geistes; denn „die Sprache ist ja die Scheide, in der das Messer des Geistes steckt“. In der Zeit, als Italien von vielen fremden Fürsten regiert war, errichteten die Italiener in allen Städten ihrem großen Dichter Dante Denkmäler. Es war das Symbol ihrer Einheit, die politisch nicht bestand. Wir Deutsche hätten es nicht so leicht: die beiden größten Meister unserer Sprache, Luther und Goethe, werden nicht von allen Deutschen gleichermaßen anerkannt und geliebt. Aber wir wollen jetzt absehen von den großen Dichtern der Vergangenheit-jede Zeit hat ihre besonderen Probleme, Gefahren und Nöte, und die lebenden Schriftsteller müssen diese Probleme erfassen und diesen Gefahren begegnen.

Kaum je in unserer Geschichte ist die Aufgabe der geistigen Führung so schwer gewesen wie jetzt. Es hat wohl auch früher scharfe Konflikte gegeben-im Zeitalter der Glaubensspaltung, zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges und in der letzten vergangenen Zeit; aber am schwersten ist es doch in einer Zeit, in der fast alles fragwürdig ist und wo alle Bemühungen auf Hoffnungslosigkeit, Verbitterung, die Gleichgültigkeit der Entkräftung stoßen. In welchem Sinne nun die Aufgabe durchgeführt wird, das muß der Überzeugung und dem Gewissen eines jeden überlassen werden, man kann nur wünschen. Man hat uns Deutschen ein zu starkes Nationalgefühl vorgeworfen; ich möchte eher sagen, wir hätten ein zu schwaches oder besser teils zu starkes. Das hängt mit historischem Erbe zusammen, das uns zuteil geworden ist. In den Anfängen unserer Geschichte übernahmen die Deutschen vereint mit den Italienern den römischen Weltreichgedanken und waren demzufolge universal und partikularistisch eingestellt; Universalismus und Partikularismus pflegen zusammenzugehen. Das Einheitsgefühl war sehr schwach; die deutschen Kaiser mußten sich jeweils das Reich erst erorbern, und keiner hat es ganz in seine Hand bekommen. Allmählich bildeten sich die anderen, zum Teil an Deutschland grenzenden Nationen, zu Einheitsstaaten mit starkem Nationalgefühl her aus, und in den Beziehungen zu diesen bekam der deutsche Universalismus einen anderen Charakter- er wurde zur Schwäche beinahe zur Charakterlosigkeit. Man weiß, daß

lange Zeit nur die unteren Volksklassen deutsch sprachen, die höheren Schichten sprachen französisch. Ein preußischer König sagte von sich selbst, er spreche deutsch wie ein Kutscher. Noch Napoleon verhöhnte die Deutschen, sie seien leicht in die Netze gegangen, die er ihnen gestellt habe, befreundeten sich untereinander und merkten den äußeren Feind nicht. Als dann endlich, von Preußen unterbaut, ein deutscher Einheitsstaat mit entsprechendem Nationalgefühl entstand, waren die Deutschen voll Glück und Stolz, daß sie nun auch das besaßen, was die anderen schon lange hatten, und äußerten ihren Stolz wohl etwas prahlerisch. Das Ausland, daß sich durch diese Veränderung einer neuen Kombination gegenübergestellt sah, empfand das Neue als störend und beinahe unberechtigt, und es gab auch Deutsche, die dem so stark betonten Nationalgefühl gegenüber zurückhaltend waren, zum Teil, weil sie es nicht empfanden, zum Teil, weil sie den lauten Patriotismus geschmacklos fanden. Es blieb etwas Unorganisches; auf der einen Seite die Neigung, fremde Nationen neidisch zu bewundern und die eigene herabzusetzen und zu bemäkeln, auf der anderen im Gegensatz dazu ein heftig hervorbrechendes, herausforderndes Nationalgefühl. Hier wäre eine Besserung wünschenswert. Allerdings ist es außerordentlich schwer, etwas zu lehren oder beizubringen, was naiv sein soll, was eigentlich seine Berechtigung daraus zieht, daß es natürlich und selbstverständlich ist. In der Bibel ist uns gesagt: „Liebe deinen Nächsten wie sich selbst“. Es gilt auch von den Nationen. Daß jede sich selbst liebt, ist etwas Selbstverständliches, die Voraussetzung, die Basis, auf der sich dann die Liebe zu den anderen entfaltet. Die Schriftsteller, die geistigen Führer, mußten wohl um ihrer Aufgabe zu genügen, ihre Lehren weiter vorschreiben und vorleben, in dem sie es verstehen, Weltbürger zu sein, aber zugleich und in erster Linie doch Deutsche.

Was mich betrifft: Ich habe Geschichte studiert und kenne nicht nur Geschichte unseres eigenen Volkes, sondern die der anderen Nationen gut; ich habe jahrelang in der Schweiz gelebt und fühle mich dort wie zu Hause. Ich war mit einem Italiener verheiratet, und habe sehr gerne in Italien gelebt; all diese Umstände haben bewirkt, daß ich ganz frei von einseitigem Nationalismus bin, aber national fühle ich durchaus. Ich bin in den schrecklichen letzten Jahren oft an meinem Volk verzweifelt; aber gleichzeitig habe ich soviel Seelengröße, Opferbereitschaft, Heroismus und hohe Tugend gesehen, und nach dem Zusammenbruch so viel Geduld und Haltung im Ertragen unermeßlichen Elends, daß für mein Gefühl das Schlechte dadurch ausgeglichen ist. Schriftsteller, der vielleicht mehr als andere Deutschen über die Grenzen seines Landes hinaus gewirkt hat, nämlich Luther sagte: „Für meine Deutschen bin ich geboren, und ihnen diene ich auch“. Deutschland zu dienen, Deutschland zu retten haben in den letzten Jahren viele ihr Leben geopfert. Ihrer soll jetzt in Treue und Verehrung gedacht werden.

Ricarda Huch. Begrüßungsansprache der Ehrenpräsidentin des 1. Deutschen

Schriftstellerkongresses in den Kammerspielen des Deutschen Theaters, Berlin am 4. Oktober 1947.

AUFGABEN

1. Charakteristische Merkmale der Rede. (Unterschied zwischen dem schriftlichen und mündlichen Ausdruck).
2. Komposition und Architektonik der Rede von R. Huch.
3. Expressivität und Emotionalität der Rede.
4. Geben Sie eine vollständige Interpretation der Rede!
5. Vergleichen Sie die Begrüßungsrede von R. Huch mit der Rede von Hermann Kant „Was vermag die Literatur“!

NACHRICHTEN

VOM BERUF NATURSCHÜTZER

Achim Laber ist der erste staatliche Naturschutzwart Deutschlands. Der 27 jährige arbeitet im Schwarzwald (Baden - Württemberg). Dort kontrolliert er ein 32 Quadratkilometer großes Naturschutzgebiet. Die Aufgaben des studierten Försters sind vielfältig. Unter anderem sorgt er dafür, daß die Wanderer und Spaziergänger auf den Wanderpfaden bleiben und nicht die geschützten Pflanzen zertreten und zerpflücken. Er bestimmt, wo Verbots - und Hinweisschilder aufgestellt werden.

JUMA, 1/92, S. 4

X X X

URLAUB OHNE KOFFERPACKEN

Mehr als sogenannter „Erlebnisbäder“ gibt es in der Bundesrepublik. Ein solches Bad unterscheidet sich wesentlich vom „normalen“ Bad. Hier gibt es „Badelandschaften“: tropische Pflanzen, Riesenrutschen Fitness-Räume, Salzwasserbecken, Heißwassergrotten, Massage - Düsen, Saunen, Restaurants und vieles mehr. Die Gäste sollen keine Bahnen im Becken schwimmen, sondern sich in angenehmer Atmosphäre erholen. Natürlich ist ein Besuch nicht billig. Aber ein Tag im Erlebnisbad ist immer noch billiger als ein Flug zum Palmenstrand.

JUMA, 1/92, S. 5.

X X X

Wiesbaden. „Besserwessi“ ist das Wort des Jahres 1991. Dies ermittelte die Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS) in Wiesbaden. „Dieser Ausdruck überragt alle anderen“ urteilte eine Fachjury der Gesellschaft, die aus einer Wortsammlung

mit 10 000 Belegen „die für das Jahr 1991 charakteristischen und prägenden Wörter und Wendungen“ herausfilterte.

Presse und Sprache, Februar 1992

X X X

BEIM FAHRRADDIEBSTAHL VOM SCHLAF ÜBERMANNT

In der Hermann-Ling-Straße fanden Polizisten der Inspektion München-Westend nachts einen Dieb neben einem Fahrrad mit geacktem Schloß am Boden liegen und laut schnarchend vor. Der 27 jährige war derart betrunken, daß er während des Diebstahls am Tatort eingeschlafen war. Seine Tasche mit Spezialwerkzeugen hatte er neben sich auf den Boden gelegt. Er erwachte in einer Haftzelle des Polizeipräsidiums.

Süddeutsche Zeitung, Februar 1992.

X X X

GELD BEI KRANKHEIT

Bislang galt: Sogenannte Geringfügigbeschäftigte bekommen im Krankheitsfall keinen Lohn. Das wird sich nun ändern. Das Bundesarbeitsgericht hat entschieden, daß auch Teilzeitkräfte, die weniger als zehn Stunden die Woche arbeiten, bei Krankheit Anspruch auf Lohnfortzahlung haben. Das Bundesarbeitsgericht stützt sich mit dieser Entscheidung auf Europäischen Gerichtshof, der schon 1989 solch eine Entscheidung getroffen hat.

Freundin, 1/92, S. 45

AUFGABEN

1. Charakteristische Merkmale der Nachricht.
2. Die Wortwahl in der Nachricht.
3. Syntax der Nachricht.
4. Erweitern Sie eine Nachricht zu einem Bericht!

ARTEN DER REDEDARSTELLUNG

AUTORENREDE

Der Mann hatte einen Bart und war schon etwas älter; zu alt fast für die Frau. Und dann war auch noch das Kind da, ein ganz kleines. Das schrie dauernd, denn es hatte Hunger. Auch die Frau hatte Hunger. Aber sie war still, und wenn der Mann zu ihr hinsah, dann lächelte sie; oder sie versuchte es doch wenigstens. Der Mann hatte auch Hunger.

Sie wußten nicht, wohin sie wollten; sie wußten nur, sie konnten in ihrer Heimat nicht bleiben, sie war zerstört.

Sie liefen durch Wald, durch Kiefern. In denen knisterte es. Sonst war es still. Beeren oder Pilze gab es nicht; die hatte die Sonne verbrannt.

Über den Schneisen flackerte Hitze. Das bißchen Wind wehte nur oben. Es war für den Bussard gut; Reh und Hase lagen hechelnd im Farn.

„Kannst du noch?“ fragte der Mann.

Die Frau blieb stehen. „Nein“, sagte sie.

Sie setzten sich. Die Kiefern waren mit langsam wandernden Raupen bedeckt. Blieb der Wind weg, hörte man sie die Nadeln raspeln. Das knisterte so; und es rieselte auch; Nadelstücke und Kot, wie Regen.

„Nonnen“, sagte der Mann; „sie fressen den Wald auf.“

„Wo sind die Vögel?“ fragte die Frau.

„Ich weiß nicht“, sagte der Mann; „ich glaube, es gibt keine Vögel mehr“.

Die Frau legte das Kind an die Brust. Doch die Brust war leer. Da schrie das Kind wieder.

Der Mann schluckte. Als das Kind anfing, heiser zu werden, stand er auf.

Er sagte: „Es geht so nicht länger“.

„Nein“, sagte die Frau. Sie versuchte zu lächeln, es gelang ihr nicht.

„Ich hol was zu essen“, sagte der Mann.

„Woher“? fragte sie.

„Laß mich nur machen“, sagte er.

Dann ging er.

Er ging durch den sterbenden Wald. Er schnitt Zeichen ein in die Bäume.

Er kam an eine Sandrinne. Die war ein Bach gewesen. Er lief über einen schwarz staubenden Platz. Der war eine Wiese gewesen.

Er lief zwei Stunden. Dann fing die Sandheide an. Auf einem Stein lag eine Kreuzotter; sie war verdorrt. Das Heidekraut staubte.

Später kam er an einen unbestellten Acker. Darauf auch in ein Dorf; das war tot.

Der Mann setzte sich auf eine Wagendeichsel. Er schlief ein.

Im Schlaf fiel er herunter. Als er aufwachte, hatte er Durst; sein Gaumen brannte.

Er stand auf, taumelte in ein Haus. In dem Haus war es kahl. Die Schublade war aus dem Tisch gerissen und lag auf der Erde. Die Töpfe waren zerschlagen; auch die Fenster. Auf der Ofenbank lag ein Tuch. In das Tuch war ein halbes Brot eingebunden; es war hart.

Der Mann nahm es und ging. In den andern Häusern fand er nichts; auch kein Wasser. In den Brunnen lag Aas.

Von dem Brot wagte er nichts abzubrechen. Er wollte es der Frau aufheben.

Feldfrüchte fand er nicht. Auch Tiere gab es nicht mehr; nur tote: Katzen, einige Hühner. Sie westen.

Ein Gewitter hing in der Luft.

Auf dem Feld zertrat der Mann eine Eidechse. Sie zerfiel in Staub.

Es donnerte. Vor dem Wald standen Glutwände.

Er ging vornübergebeugt. Das Brot trug er unter dem Arm. Schweiß troff ihm in den Bart. Seine Fußsohlen brannten. Er lief schneller. Er kniff die Augen zusammen. Er sah in den Himmel.

Der Himmel war schweflig; es blitzte. Nachtwolken kamen. Die Sonne verschwand.

Der Mann lief schneller. Er hatte das Brot in den Hemdausschnitt geschoben, er preßte die Ellenbogen dagegen.

Wind kam. Tropfen fielen. Sie knallten wie Erbsen auf den dorrnden Boden.

Der Mann rannte. Das Brot, dachte er, das Brot. Aber der Regen war schneller. Weit vor dem Wald noch holte er den Mann ein.

Blitze zerrissen den Himmel. Es goß.

Der Mann drückte die Arme gegen das Brot. Es klebte. Der Mann fluchte. Doch der Regen nahm zu. Der Wald vorn und das Dorf hinten waren wie weggewischt. Dunstfahnen flappten über die Heide. In den Sand gruben sich Bäche.

Der Mann blieb stehen; er keuchte. Er stand vornübergebeugt. Das Brot hing ihm im Hemd, unter der Brust. Er wagte nicht, es anzufassen. Es war weich; es trieb auf; es blätterte ab.

Er dachte an die Frau, an das Kind. Er knirschte mit den Zähnen. Er verkrampfte die Hände. Die Oberarme preßte er eng an den Leib. So glaubte er, es besser schützen zu können.

Ich muß mich mehr über es beugen, dachte er; ich muß ihm ein Dach machen mit meiner Brust. Er darf, s mir nicht schlucken, der Regen; er darf nicht. Er kniete sich hin. Er neigte sich über die Knie. Der Regen rauschte; nicht zehn Schritte weit konnte mn sehen.

Der Mann legte die Hände auf den Rücken. Dann beugte er die Stirn in den Sand. Er sah sich in den Halsausschnitt. Er sah das Brot. Es war fleckig; es bröckelte; es sah aus wie ein Schwamm.

Ich werde warten, dachte der Mann. So werde ich warten, bis es vorbei ist.

Er wußte: er log; keine fünf Minuten hielt das Brot mehr zusammen. Dann würde es sich auflösen, würde wegfließen; vor seinen Augen.

Er sah, wie ihm der Regen um die Rippen herumfloß. Auch unter den Achseln schossen zwei Bäche hervor. Alles spülte über das Brot hin, sickerte in es ein, nagte an ihm. Was abtropfte, war trüb, und Krümel schwammen darin.

Eben noch war es geschwollen, das Brot, jetzt nahm es ab; Stück um Stück, und zerrann.

Da begriff er: Frau hin, Frau her; er hatte die Wahl jetzt: entweder es sich auflösen lassen oder es selber zu essen.

Er dachte: „Wenn ich es nicht esse, geht es kaputt, ich bleibe schlapp, und wir gehn alle drei vor die Hunde. Eß ich es aber, bin wenigstens ich wieder bei Kräften“.

Er sagte es laut, er mußte es laut sagen; wegen der andern Stimme in ihm, wegen der leisen.

Er sah nicht den Himmel, der im Westen aufhellte. Er gab nicht acht auf den Regen, der nachließ. Er sah auf das Brot.

Hunger, dachte es in ihm, Hunger. Und: Brot, dachte es, Brot.

Da tat er,s.

Er ergriff es mit beiden Händen. Er drückte es zu einer Kugel zusammen. Er preßte das Wasser heraus. Er biß hinein; er schlang; er schluckte: Kniend, würgend; ein Tier. So aß er es auf.

Seine Finger krallten sich in die Heide, in den nassen Sand. Die Augen hielt er geschlossen. Dann fiel er um. Seine Schultern zuckten.

Als er auftaumelte, knirschte ihm Sand zwischen den Zähnen.

Er fuhr sich über die Augen. Er blinzelte. Er starrte in den Himmel.

Sonne brach durch das Grau. Die Regenfahnen hatten sich in Dunst aufgelöst. Ein paar Tropfen noch, dann war er vorüber, der Guß. Helles Blau; die Nässe verdampfte.

Der Mann stolperte weiter. Die Handgelenke schlenkerten ihm gegen die Hüften. Das Kinn lag auf der Brust.

Am Waldrand lehnte er sich an eine Kiefer. Von weit her war der Regenruf des Buchfinken zu hören; auch ein Kuckuck schrie kurz.

Der Mann suchte die Zeichen an den Bäumen; er tastete sich zurück. Im Farn und im Blaubeerkraut gleißten die Tropfen. Die Luft war dick vor Schwüle und Dampf.

Den Nonnen war das Gewitter gut bekommen; sie wanderten schneller die Stämme hinauf.

Der Mann machte oft halt. Er fühlte sich schwächer als auf dem Herweg. Sein Herz, seine Lunge bedrängten ihn. Und Stimmen; die vor allem.

Er lief noch einmal drei Stunden; die Rastpausen eingerechnet.

Dann sah er sie sitzen; sie hatte den Oberkörper an eine Kiefer gelehnt, das Kind lag ihr im Schoß.

Er ging auf sie zu.

Sie lächelte. „Schön, daß du da bist“.

„Ich habe nichts gefunden“, sagte der Mann. Er setzte sich.

„Das macht nichts“, sagte die Frau. Sie wandte sich ab.

Wie grau sie aussieht, dachte der Mann.

„Du siehst elend aus“, sagte die Frau. „Versuch, ein bißchen zu schlafen“.

Er streckte sich aus. „Was ist mit dem Kind; warum ist es so still?“

„Es ist müde“, sagte die Frau.

Der Atem des Mannes fing an, regelmäßig zu gehen. „Schläfst du?“ fragte die Frau.

Der Mann schwieg.

Nur die Nonnen raspelten jetzt.

Als er aufwachte, hatte die Frau sich auch hingelegt; sie sah in den Himmel.

Das Kind lag neben ihr, sie hatte es in ihre Bluse gewickelt.

„Was ist?“ fragte der Mann.

Die Frau rührte sich nicht. „Es ist tot“, sagte sie. Der Mann fuhr auf. „Tot?“
sagte er, „tot -?!“

„Es ist gestorben, während du schiefst“, sagte die Frau.

„Warum hast du mich nicht geweckt?“

„Warum sollte ich dich wecken?“ fragte die Frau.

AUFGABEN

1. Wovon hängt die Stilfärbung und Gestaltung der Autorenrede ab?
2. Welche Rolle spielt die Autorenrede in einem Werk der schöngeistigen Literatur?
3. Wie kommt die Einstellung des Autors zum Geschilderten zum Ausdruck?
4. Welche Verbindung besteht zwischen der Darstellungsart und der Art der Rededarstellung?
5. Interpretieren Sie den Text unter dem Aspekt der Autorenrede!
6. Interpretieren Sie noch einige Texte von verschiedenen Verfassern, vergleichen Sie die Gestaltung der Autorenrede (Stilfärbung, Expressivität, Emotionalität usw.)!

FIGURENREDE

Eines Tages fand zum Erstaunen der Rätin Spatz folgendes Zwiegespräch zwischen ihnen statt.

Darf ich einmal fragen, gnädige Frau, (aber es ist wohl naseweis) wie Sie heißen, wie eigentlich ihr Name ist?

Ich heiße doch Klöterjahn, Herr Spinell!

Hm. - Das weiß ich. Oder vielmehr ich leugne es. Ich meine natürlich Ihren eigenen Namen, Ihren Mädchennamen. Sie werden gerecht sein und einräumen, gnädige Frau, daß, wer sie „Frau Klöterjahn“ nennen wollte, die Peitsche verdiente.

Sie lachte so herzlich, daß das blaue Äderchen über ihrer Braue beängstigend deutlich hervortrat und ihrem zarten, süßen Gesicht einen Ausdruck von Anstrengung und Bedrängnis verlieh, der tief beunruhigte.

Nein, bewahre, Herr Spinell! Die Peitsche? Ist Klöterjahn Ihnen so fürchterlich?

Ja, gnädige Frau, ich hasse diesen Namen aus Herzensgrund, seit ich ihn zum ersten Mal vernahm. Er ist komisch und zum Verzweifeln unschön, es ist Barbarei und Niedertracht, wenn man die Sitte so weit treibt, auf Sie den Namen Ihres Herrn Gemahls zu übertragen.

Nun, und „Eckhof?“ Ist Eckhof schöner? Mein Vater hieß Eckhof. Oh, sehen Sie! „Eckhof“ ist etwas ganz anderes. Eckhof hieß sogar ein großer Schauspieler. Eckhof passiert. - Sie erwähnen nur Ihres Vaters. Ist Ihre Frau Mutter...

Ja, meine Mutter starb, als ich noch klein war.

Ah. - Sprechen Sie mir doch ein wenig mehr von Ihnen, darf ich Sie bitten? Wenn es Sie ermüdet, dann nicht. Dann ruhen Sie, und ich fahr fort, wie neulich. Aber Sie können ja ganz leise reden, ja, wenn Sie flüstern, so wird das alles noch schöner machen... Sie wurden in Bremen geboren? Und diese Frage tat er beinahe tonlos, mit einem ehrfurchtsvollen und inhaltsschweren Ausdruck, als sei Bremen eine Stadt ohnegleichen, eine Stadt voller unnennbarer Abenteuer und verschwiegener Schönheiten, in der geboren zu sein, eine geheimnisvolle Hoheit verleihe.

Ja, denken Sie! sagte sie unwirkürlich. Ich bin aus Bremen.

Ich war einmal dort - bemerkte er nachdenklich.

Mein Gott! Sie waren auch dort? Nein, hören Sie, Herr Spinell? Zwischen Tunis und Spitzbergen haben Sie, glaube ich alles gesehen. Ja, ich war einmal dort, wiederholte er. Ein paar kurze Abendstunden, ich entsinne mich einer alten, schmalen Straße, über deren Giebeln schief und seltsam der Mond stand. Dann war ich in einem Keller, in dem es nach Wein und Moder roch. Das ist eine durchdringende Erinnerung...

Wirklich, wo mag es gewesen sein? - Ja, in solchem grauen Giebelhaus einem alten Kaufmannshaus mit hallender Diele und weißlackierter Galerie, bin ich geboren.

Ihr Herr Vater ist also Kaufmann? fragte er ein wenig zögernd.

Ja. Aber außerdem und in erster Linie ist er ein Künstler.

Ah! Ah! Inwiefern?

Er spielt die Geige... Aber das sagt nicht viel. Wie er sie spielt Herr Spinell, das ist die Sache. Einige Töne habe ich niemals hören können, ohne daß mir die Tränen so merkwürdig brennend in die Auge stiegen, wie sonst bei keinem Erlebnis. Sie glauben es nicht...

Ich glaube es! Ach, ob ich es glaube! Sagen Sie mir, gnädige Frau, Ihre Familie ist wohl alt? Es haben wohl schon viele Generationen in dem grauen Giebelhause gelebt, gearbeitet und das Zeitliche gesegnet?

Ja. Warum fragen Sie übrigens?

Weil es nicht selten geschieht, daß ein Geschlecht mit praktischen bürgerlichen und trockenen Traditionen sich gegen das Ende seiner Tage noch einmal durch die Kunst verklärt.

Ist dem soo? - Ja, was meinen Vater betrifft, so ist er sicherlich ein Künstler mehr als mancher, der sich so nennt und vom Ruhme lebt. Ich spiele nur ein bißchen Klavier. Jetzt haben sie es mir verboten; aber damals zu Hause, spielte ich noch. Vater und ich, wir spielten zusammen... Ja, ich habe all die Jahre in lieber Erinnerung; besonders den Garten, unseren Garten, hinterm Hause. Er war jämmerlich verwildert und verwuchert und von zerbröckelten, bemoosten Mauern eingeschlossen, aber gerade das gab ihm viel Reiz. In der Mitte war ein Springbrunnen mit einem dichten Kranz von Schwertlilien umgeben. Im Sommer verbrachte ich dort lange Stunden mit meinen Freudinnen. Wir saßen alle auf kleinen Feldsesseln rund um den Springbrunnen herum...

Wie schön - sagte Herr Spinell und zog die Schultern empor. Saßen und sangen?
Nein, wir häkelten meistens.

Immerhin, immerhin...

Ja, wir häkelten und schwatzten, meine sechs Freundinnen und ich...

Wie schön! Gott, hören Sie, wie schön! Rief Herr Spinell und sein Gesicht war gänzlich verzerrt.

Was finden Sie hieran so besonders schön, Herr Spinell?

Oh, dies, daß es sechs außer ihnen waren, daß Sie nicht in diese Zahl eingeschlossen waren, sondern daß Sie gleichsam als Königin daraus hervortraten... Sie waren ausgezeichnet vor Ihren sechs Freundinnen. Eine kleine Krone, ganz unscheinbar, aber bedeutungsvoll, saß in ihrem Haar und blinkte...

Nein, Unsinn, nichts von einer Krone...

Doch, sie blinkte heimlich. Ich hätte sie gesehen, wenn ich in dieser Stunde unvermerkt im Gestrüpp gestanden hätte...

Gott weiß, was Sie gesehen hätten...

Thomas Mann, Erzählungen, 1975, S. 109-112.

X X X

Und so etwas sprach ich zu Scherbaum. Er stand in der Nähe des Fahrradschuppens neben Vero Lewand. Ich übersah, daß sie rauchte. Sie blieb und übersah mich. „Sagen Sie, Schermann, ich habe schon lange nichts mehr von Ihren lyrischen Versuchen gehört“...

Er unterbrach mich erst, als ich ins Detail des Protestsongs ging, von der message, von Joan Baez, von If I had a hammer und flower-power sprach. „Das ist zum Einlullen. Da glauben Sie doch selber nicht dran. Das bewegt doch nichts. Damit kann man, wenn es gut geht, Geld verdienen. Drückt doch nur auf Tränendrüsen.

Hab ich mit Vero ausprobiert, stimmt`s? Als ich dir meinen härtesten Song geboten habe - Bettellied heißt der und nimmt sich die Masche Brot für die Welt vor-da hast du geheult und fantastisch gesagt, einfach fantastisch!“.

„Der ist auch fantastisch. Aber du verträgst nicht, wenn man was gut findet“.

„Weil du das nur von der Stimmung her nimmst, reine Gefühlssache bei dir, reine Gefühlssache“.

„Na und?“ Wenn es mir gefällt?“

„Paß auf, ich will dem Song sagen, daß Almosen nur Elend vergrößern und das Almosen nur denen nutzen, die sie geben, nämlich den Besitzern und Unterdrückern“...

„Genau das hab ich kapiert“.

„Auch Frau Studienrat Seifert meint, Sie sollen in dieser engagierten Richtung fortsetzen“.

„Warum? Wenn nicht mal Vero kapiert...“

Ich gab einerseits Scherbaum andererseits Ver recht und lobte ihren Streit, den ich eine legitime Diskussion nannte, die eigentlich schon beweist, welch infragestellende Kraft dem engagierten Song gegeben sei. „Aber gut, Sie, Scherbaum, glauben nicht an das Wort. Sie wollen Aktionen, die Tat. Nehmen wir an, Sie machen, was Sie vorhaben. Sie verbrennen Ihren Max vor dem Kempinski. Die Leute schlagen Sie wenn nicht tot, dann doch krankenhaureif. Das wollen Sie ja, Reaktion der Öffentlichkeit. Schlagzeilen. Strafanzeige vom Tierschutz. Die Schule befindet, trotz Gegenstimmen, Rausschmiß. Wahrscheinlich muß ich auch gehen, was nicht das Schlimmste wäre. - Und vierzehn Tage später spricht kein Mensch davon, weil etwas anderes läuft und Schlagzeilen macht, womöglich ein Kalb mit zwei Köpfen. - Dagegen Sie setzen sich und schreiben die Ballade vom Dackel Max als verspielter kleiner Hund. Max wächst heran. Philipp liest aus der Zeitung vor. Max gibt zu verstehen: Verbrenne mich. Philipp sagt nein. (womöglich mit meinen untauglichen Argumenten). Doch Max will es. Er folgt Philipp nicht mehr, weil er ihn verachtet. Und so weiter, und so weiter. Volkstümlich naiv und dennoch genau. Wenn Ihnen der Song gelingt, wird er bleiben und alle Schlagzeilen machen“.

Beide hatten ohne Reaktion zugehört. (Mag sein, daß mich der Entwurf der Ballade mitgerissen hatte). Jetzt hob Scherbaum die Schultern, ließ sie fallen und klärte seine Freundin auf.: „Old Hardy glaubt an die Unsterblichkeit. Haste gehört: ich soll für die Ewigkeit schreiben“. „Das sind seine üblichen Deutschlehrersprüche. Er ist ein Papiertiger“.

„Auch gut. Und euer Papiertiger gibt sogar zu, daß dem Gedicht die plötzliche Wirkung meistens versagt ist, weil es langsam wirkt und oft zu spät“.

„Wir wollen aber jetzt wirken, sofort!“

„Also Schlagzeilen, die durch Schlagzeilen verdrängt werden“.

„Ich weiß nicht, was morgen ist“.

„Das ist billig, Philipp, und Ihrer unwürdig...“

„Ich weiß nicht, was würdig ist“.

„Zumindestens sollten Sie versuchen, die Welt in ihrer Vielgestalt und Widersprüchlichkeit zu verstehen...“

„Ich will nicht verstehen. Verstehen Sie mich“ (Diese Strenge auf einmal. Eine steile Falte und keine Grübchen mehr). „Weiß ich doch, daß alles sich erklären läßt. Wie heißt es schon? Weil die vitalen Interessen der Amerikaner berührt sind...“ (Und mein mieses, schon im voraus abgeurteiltes Beschwichtigen). Genau so ist es. Leider. Als vor mehr als zehn Jahren beim Aufstand in Budapest die vitalen Interessen der Sowjetunion berührt wurden, hat man mit aller Härte... (Sein Zorn baute sich leise auf). Weiß ich. Weiß ich. Alles ist zu erklären. Alles ist zu verstehen. Weil dieses, muß das. Einerseits schlimm, aber um Schlimmeres zu verhüten. Der Frieden hat seinen Preis. Unsere Freiheit wird uns nicht geschenkt. Wenn wir heute nachgeben, sind wir morgen dran. Hab ich gelesen: Napalm verhindert den Einsatz nuklearer Kampfmittel. Die Lokalisierung des Krieges ist ein Sieg der Vernunft. Mein Vater sagt: Gäbe es nicht die Atombombe undsoweiter, wäre der dritte Weltkrieg schon längst. Recht hat er. Läßt sich beweisen. Wir sollen dankbar sein und Gedichte schreiben die erst übermorgen wirken, wenn sie wirken. Nein. Nichts wird bewegen, Menschen verbrennen jeden Tag langsam. Ich mach das. Ein Hund“. Das trifft sie.

In die sorgfältig vorbereitete Stille hinein sagte Vero Lewand:

„Fantastisch, wie du das sagst, Philipp, fantastisch“.

„Pißnelke!“

Scherbaums linke Hand wurde von mir behindert (Nur ich durfte es) und zurückgebogen. Ich machte beide darauf aufmerksam, daß der Schulhof leer, die Pause vorbei sei. Sie gingen, und Scherbaum legte nach wenigen Schritten seinen linken Arm um Veronika Lewands Schulter.

Langsam folgte ich ihnen.

Günter Grass, *Örtlich betäubt*, SL 195, 1984. S. 118-120.

X X X

Piehl bestellte zwei Kaffee und Cognac, er schaute etwas sorgenvoll drein und begann mit den üblichen großen Gesten.

Wie läuft,s? Was haben Sie selbst für ein Gefühl?

In den letzten Wochen gab,s ein paar Durststrecken, wenn Sie das meinen. Das wird sich ändern.

Das klingt mir zu mild! Sie halten sich nicht an die Vereinbarungen! Jede Woche etwas von Ihnen... so steht es in Ihrem Vertrag. Und ich werde darauf bestehen.

Ist schon klar. Ich arbeitete an einem längeren Text.

Längerer Text! Wir machen eine Zeitung, keine Literatur! Das können Sie woanders. Das Schiff dümpelt dahin, anfangs war mehr Schwung da. Wo ist Ihre alte Frechheit geblieben, das Aufmucken, angry young man. Produzieren Sie laufend auf Knopfdruck? Ich bin nicht für so eine Masche, ich bin für Überzeugungen.

Ist schon gegessen! Überzeugungen sammelt die Heilsarmee. Auf Knopfdruck! Jawohl, auf Knopfdruck! Nur so läuft die journalistische Arbeit, das merken Sie sich. Die Maschinen rotieren und Rotation bedingt einen besonderen Stil. Wir sind uns einig? Prinzipiell schon.

Also weiter! Was mir Sorgen macht, sind die Leserschriften. In letzter Zeit häuft sich die Post. Haben Sie es sich zu Herzen genommen?

Was meinen Sie?

Sie haben das Zeug doch gelesen?

Flüchtig, ich war beschäftigt.

Beschäftigt! Was anderes höre ich nicht. Die Post geht Sie an, da gibt,s kein Pardon! Die Post ist ein seismographischer Ticker, jeder Brief will studiert sein. Nur so werden größere Beben verhindert.

In Ordnung, ich geh,s noch einmal durch.

Passen Sie auf! Mir ist gleich aufgestoßen, es sind meistens Briefe von Frauen. Durchschnittlich zehn in der Woche, liegt weit über dem Durchschnitt, ist scharf zu beachten. Und die Klagen sind immer die selben.

Welche Klagen meinen Sie?

Herrgott, sind Sie schwerfällig heute. Ist sonst nicht Ihr Stil. Sind Sie privat ganz in Ordnung?

Letzte Nacht lief,s bis halb drei. Ich arbeitete an einem Kneipenbericht „Der ferne Schatten alter Bilder“.

Klingt gut, worum geht,s?

Um Kneipengespräche, Slangstudien.

Sehr gut! Jetzt gefallen Sie mir. Noch einen Cognac?

Einen doppelten.

Wird bestellt, stante pede! Doch zurück zu den Briefen! Da wird der Vorwurf erhoben, die Frauen kämen auf ihrer Seite zu kurz; deutlicher noch, die Frauenprobleme kämen nicht vor. Verstehen Sie mich richtig, ich kenne Ihre Meinung. Frauenprobleme sind was für die bunte Seite, Familie und Unterhaltung, aber man kann diese Themen auch spritzig angehen. Ich habe die Ausgaben der letzten Monate überflogen, die Weiber liegen nicht einmal verkehrt. Solche Themen kommen bei Ihnen nicht vor!

Und das wird so bleiben! Richten Sie doch eine Frauenseite ein, da können Sie diese Zivilisationsneurosen unterbringen, ich wäre ihnen dankbar.

Dankbar! Sie blühen auf, erstaunlich, was so ein doppelter anrichtet. Nun gehen Sie noch einmal ein auf das, was ich mir wünsche. Eine Spur mehr Frauenapeal... Nicht dieses Emanzengedruckse, das meine ich nicht, Mode zum Beispiel, alle paar Wochen eine Spalte! Irgendwo las ich, seit neustem sind wieder Strapse im Trend. Darüber verlange ich was Scharfes, Umfragen wären nicht schlecht.

Ich halt das für unverdaulichen Zucker, süß, klebrig, übles Gazettesouffles.

Meine Güte, das war nur ein Vorschlag! Sie stellen sich quer! Sagen Sie mal, sind Sie in dieser Beziehung empfindlich, wieder mal prinzipiell? Fehlt Ihnen zu Frauen etwa der richtige Draht? Da habe ich ganz anderes von Ihnen erwartet!

Ich denke schon, es läßt sich was machen. Nicht in Ihrem Sinne, mehr biographisch. Frauenn, die auf Karriere aus sind, das wäre ein Thema. Mir fällt ein Stein, direkt bei vom By-Pass... Herrgott, als wenn wir Männer unter uns gerade nicht verstanden! Ich schon vor mir, wie Sie das machen, das sorgt für die Diskussionen! Diskussionen sind die Girlanden, die unsereins braucht, nicht dieses Gemecker aus dem Untergrund. Beschwerden sind immer gefährlich, Diskussionen fördern das Geschäft. Also, das wäre erledigt.

Hans Joseph Ortheil. Agenten, München, 1989, S. 238-241.

AUFGABEN

1. Wie wird Figurenrede mit der Autorenrede verbunden?
2. Wie wird die Figurenrede gestaltet?
3. Wodurch unterscheidet sich Figurenrede von der Autorenrede?
4. Was ist ein Sprachporträt?
5. Analysieren Sie die obenangeführten Texte! Achten Sie auf die Art des Sprechens der einzelnen Personen (Sprachporträt)!
6. Welcher Stilmittel bedienen sich die Verfasser, um die Art des Sprechens ihrer Helden zu zeigen?
7. Vergleichen Sie die Texte miteinander unter dem Aspekt der Figurenrede!

ERLEBTE REDE

Da wurde der Frau eiskalt. Sie zog die Schultern ein und setzte sich schräg, als säße nicht ihr Mann am Tischende, sondern... Sie nähte und nähte; sie dachte nichts und sie fragte nichts, weil sonst die Antwort kommen konnte, die ihr Leben zerstörte. Und welch ein Leben! Sicher ein gewöhnliches Leben mit gewöhnlichen Kämpfen um Brot und Kinderstrümpfe. Aber ein starkes, kühnes Leben zugleich, heißer Anteil an allem Erlebniswerten. Wenn sie das nahm, was sie von ihren Vätern gehört hatten, die Bachmann und die Wallau, als sie zwei kleine bezopfte Mädchen waren in einer Gasse nichts, was nicht wiederhallt hätte in diesen vier Wänden, Kämpfe um den zehnten, neunten, Achtstudenten Tag. Reden, die man sogar den Frauen

vorlas, wenn sie wahrlich teuflischen Löcher in allen Strümpfen stopften. Schon die Großväter, hatte man den Kindern stolz erzählt, waren eingerottet, ermordet war man damals dafür noch nicht worden. Was für ein klares Leben! Das soll jetzt durch eine einzige Frage, ja, durch einen Gedanken, dahin sein und verraten... Aber da ist der Gedanke schon. Was fehlt dem Mann? Frau Bachmann ist eine einfache Frau, aber sie ist ihrem Manne zugetan. Sie waren mal Liebesleute gewesen, sie sind schon lang zusammen. Aber der Mann am Tischende ist ihr Mann gar nicht. Das ist ein ungebetener Gast, fremd und unheimlich.

Wo kam der Mann her? Warum kam er so spät? Er ist zerstört. Wie sie sich damals freute und schrie, war in seinem Gesichte leer und müd. Willst du denn selbst, daß es ihm geht, wie dem Wallau? Nein will die Bachmann denken. Doch eine Stimme, die viel älter ist als die Frau und zugleich viel jünger, hat schon erwidert; Ja, das wäre besser. Ich kann sein Gesicht nicht aushalten, dachte die Frau. Als hätte der Mann das gehört, stand er auf und ging an das Fenster, mit dem Rücken zum Zimmer, obwohl der Laden heruntergelassen war.

Anna Seghers. Das siebte Kreuz, Reclam 1976, S. 123.

X X X

Es ist aber auch keiner gekommen, als meine Mutter nur noch mit mir zu Hause war. Sie hat so gerade auf ihrem Stuhl gesessen, einen Mund aus Stein und die Augen aus Stein, und ich habe mich gefürchtet, weil ich nicht helfen konnte.

... Es war vor allem unerträglich, weil sie mit mir sprach wie von gleich zu gleich. Drin war sie aber nicht geübt, und im lockeren Ton zu ihrem Sohn war sie auch nicht geübt, und es war viel zuviel Vorsatz in allem, und einmal hat sie das gemerkt; da habe ich erfahren, wie sehr sie weinen konnte. Da habe ich Weihnachten veflucht; ein Abgrund hätte sich auftun müssen, um mich zu verschlingen.

Und hatte er sich nicht aufgetan? Das nächste Fest hat nach Kümmel und Rekrutenkotze gestunken, und dieses stank nach Wanzenpulver und mörderischer Angst.

Und wie kam meine Mutter mit diesem würgenden Abend zurecht? Wieviel war von ihrer Härte geblieben, wo ihr von Mann und zwei Söhnen keiner mehr geblieben war? Was hatten sie ihr über meinen Verbleib erzählt? Soweit ich wußte, wurde die Mitteilung, einer sei vermißt, mit keinerlei schmückendem Beiwerk versehen; es stand dann nicht geschrieben, daß man seinen Kameraden ein Vorbild gewesen sei und das zu wissen erleichterte mich, denn meine Mutter hatte gesagt ich sollte mich unterstellen... Und das hieß in ihrer verkürzten Sprache: Ich sollte es bei meinem und ihrem Leben nicht wagen.

Ich hätte ihr so gerne Bescheid geschickt, daß ich gehorsam gewesen war. Ich hätte dann schreiben können: Liebe Mutter, ich bin meinen Kameraden kein

Vorbild gewesen, und zum Beweise teile ich dir mit, daß ich mich jetzt in einem Gefängnis befinde. Ich weiß nicht, ob es einen Zusammenhang zwischen meinen Kameraden und meinem Aufenthalt im Gefängnis jetzt gibt, aber ich meine doch, daß einer kein Vorbild ist, wenn er im Gefängnis ist. Sowie ich erfahre, liebe Mutter, welche Bewandnis es mit mir in diesem Hause hat, teil ich es dir mit, aber daß ich lebe, ist auch schon etwas. Wir rüsten hier für das Weihnachtsfest; ich denke, es wird Sauerkohl geben, den ich ja mag. Es grüßt dich dein Sohn Mark. Es grüßt dich dein dich liebender Sohn Mark? Es grüßt dich in Liebe dein Sohn? Es grüßt dich liebe Mutter, dein Sohn Mark? Es grüßt dich Mark? Es grüßt dich dein Mark?

Nun wußte ich, was ich mir wünschen würde, wenn jetzt einer herum ginge durch die Zellen, mit einem Wunschzettel, weil doch Weihnacht war.

Das heißt, erst einmal fragen, wieviel Wünsche jeder hat-Dreie?

Also dann zuerst ein vertretbares Essen, weiße Bohnen vielleicht, Schinkenknochen, Porree, Sellerie, Rauchfleisch. Oder Kartoffelpuffer, Tortenumfang, Tortengröße, Zucker und ein Pott Kaffe dazu. Oder Matjes mit Pellkartoffeln und Speck- und -Zwiebel - Stipp. - Schluß! Geben Sie was sie gerade in der Küche haben, ich will ihnen keine Umstände...

Nun sind wir satt, nun kommt der zweite Wunsch: Ein Papier hätte ich gern, einen Bleistift, ein Kuvert, eine gültige Marke und eine Versicherung, daß mir der Postweg offen steht. Liebe Mutter... o ja, würden Sie mich, bitte, beim Schreiben alleine lassen?

So und da hätte ich ja immer noch den dritten Wunsch. - Hören Sie, da weiß ich einen, der kostet Sie nichts, der spart Ihnen noch - wissen Sie was: Lassen Sie mich schleunigst laufen. Doch nur ein Wunsch, nicht dreie? - Dann nehmen wir den dritten; daß die anderen zwei in Erfüllung gehen, werde ich schon sorgen.

Noch eine Einschränkung? Die Erfüllung des Wunsches darf nichts an der Art der gegenwärtigen Verwahrung des Wünschenden ändern?

Himmel, seid ihr heikel! Bleibt also nur Mahlzeit oder Brief? Dann wird wohl nichts aus Rauchfleisch und Schinkenknochen, das hätte Mark Niebuhr von Mark Niebuhr nicht gedacht. Daß der lieber seiner Mutter schreibt, als von einem goldgelben Puffer in den Goldrand zu beißen. Daß der an Mütterchen Grüße malt und könnte doch einem Matje in rosa Flanken. Werde einer aus Mark Niebuhr schlau.

Als ob da zu rätseln gäbe. Ich hatte doch meine Mutter gesehen nach dem Brief über meinen Vater und nach dem Brief über meinen Bruder, und ich konnte mir denken, daß sie den Brief schon sah, der mich betraf. Mund aus Stein, die Augen aus Stein, nun würde der Stein das Herz erreichen.

Hermann Kant. Der Aufenthalt, Berlin, 1977, S. 232-234.

Soll ich jetzt ans Internat denken. O nein, weiter machen mit dem neuen Gefühl. Ich würde mal ganz rücksichtslos vorgehen und sie einfach mit Liebe weiter beladen, auch wenn sie den alten Argwohn kriegen gegen Überschwang und alles, ich werde diesmal weitermachen. Das Kind starrte den Schnee an. Mit dem Heimweh auch weitermachen, in jeder Minute Heimweh, nach jeder Minute, nach der ich Heimweh habe. Das war reif für das gelbe Heft. Das Kind schrieb schnell die paar Heimwehsätze auf. Es fügte hinzu: „Ein Schmerz in meinem Heimweh tut gut wie Schnee. Heute gibt es kein Liebesverbot und kein Wehverbot“ Das Kind konnte es nicht formulieren, wußte es aber: seinen verwendungsunfähigen Überschwang, seine Übersteigerungen, die Kurt und Christa nicht gebrauchen konnten, durfte es einfach nicht von sich in eine kühle Leere wegerziehen lassen. Das muß ich verhindern. Das muß mein Ziel sein. Vor kurzem hatte es mal ausprobiert und als venünftiger Mensch an seine Eltern gedacht. Es war unergiebig, verarmend: Ich habe sie nicht kennengelernt. Bevor sie mir das Kindergartengefühl verschaffen konnten, auf einem richtigen Waldweg, sie sind ja längst bei einem Unfall gestorben. Ich bin nicht in Besitz einer beweisbaren Erinnerung. Das ist erwiesen.

Noch ein paar Vernünftiger- Mensch - Gedanken, und es begänne eine Öde. Das Kind betrachtete eins seiner Gemälde der wahren Eltern: Einen blassen Vater, der einen Talar anhatte, aber im Talar auf einem zeichnerisch sehr mißlungenen Liegestuhl lag. Sperrangelweit offenes Fenster. Eine Mutter mit buntem lustigen Gesicht, sie stand neben einem Konzertflügel; sitzend war die Mutter dem Kind nicht gelungen. Die Mutter hatte die Schürze an und war gleichmäßig dicklich, nicht so geformt wie Christa. Die Mutter hatte keinen Busen, nur fing sie ziemlich hoch oben mit dem allgemeinen Dicklichsein. Der Einfachheit halber, denn Beine waren schwer, hatte sie einen ganz langen Rock an. Sie hielt Noten ziemlich weit von sich weg und schien zu singen. Der Mund war offen. Sprechblasen shwebten über den Körpern des Vaters und der Mutter. Du singst zu schön, meine liebe Frau - stand in dem Kopf des liegenden Vaters. Die Mutter hatte ihren Gesangspart in mehreren einförmigen Kreiseln über sich; Es waren zwei Königskinder, die hatten einander so lieb!

Aber der Schnee. Aber die liebevolle Dichtung heute für Christa und Kurt. Zuerst kopierte das Kind Weihnachtsliedertexte, es konnte sich nicht mehr erinnern an die alten Sachen aus seinem Weihnachtliederalbum, denn als Zeug hatte Christa es weggeschafft. Jetzt fiel dem Kind der altmodische Rodelschlitten mit eiserner Rücklehne ein. Darin war seine Großmutter als Kind durch den Schnee gezogen worden. Den hatten Christina und Kurt zum Glück mit den ein paar alten kuriosen oder prächtigen guten Fundsachen als umzugsreif und ihn aus den überwiegenden unbrauchbaren Erbplundersachen ins Atelier gerettet, darin er als Abstellischchen

das neidische Entzücken des Freundekreises erregte. Ist es nicht wundervoll nostalgisch, das seltsame Gefährt? Oh, allerdings. Vor dem Dichten räumte das Kind nun im heller werdenden Atelier die Zeitschriften und Aschenbecher von der Sitzfläche des Schlittens. Heute wollte es auf diesem Schlitten durch den Wald gefahren werden. Es hatte etwas Liebes und Stimulierendes mit dem Schlitten vor, als Hinweis auf seinen Wunsch und überhaupt. Es arrangierte statt der erwachsenen Gegenstände die Gegenstände aus seiner Welt, an die es ohne Licht und Geräusche herankam. Drei Lieblingspuppen lehnte es gegen die Eisengitter der Rücklehne. Sie saßen bequem. Warum Paula die einzige moderne und wirklich geschmackvolle Puppe nicht anrührt, die wir ihr gekauft haben, das ist auch so ein Rätsel, sagte Christa zu anderen Christas. Hast du schon mal an Trotz gedacht? Christa dachte aber sowieso an jegliches Phänomen in jeglichem Lebensalter Paulas. Restlos rastlos informiert. Keine Neuerscheinung im Bereich der Kinderpsychologie war vor ihr sicher. Mit Puppen ist jetzt sowieso bald Schluß, wozu also der vergebliche Kampf gegen ihre angeschlagene Zelluloid- und Stofffamilie, das Margarinchen: mitten in der Nase ein Loch, das Rudölchen ist ein schmutzliches windelweiches Stoffungeheuerchen, unästhetisch bis dorthinaus, abgeknutscht, dann die Dicke, gar nicht zu reden von der. Das Undinchen und den Hans haben wir schon vor dem Umzug sowieso eliminiert.

Gabriele Wohmann. Paulinchen, war allein zu Haus, 1976, S. 222-224.

AUFGABEN

1. Was charakterisiert die erlebte Rede als eine Art der Rededarstellung?
2. In welchen literarischen Werken wird die erlebte Rede besonders gern gebraucht? Warum?
3. Welche Abarten der erlebten Rede (innerer Monolog, innere Reflexion, Autodialog) sind in den obenangeführten Texten zu finden, begründen Sie Ihre Bestimmung!
4. Wie verbinden sich verschiedene Arten der Rededarstellung in literarischen Texten? Zeigen Sie das anhand der Texte!
5. Geben Sie eine ausführliche Interpretation des Textes!

LITERARISCHE GENRES

POESIE

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht
Er fiel auf die zarten Blümelein
Sie sind verwelkt, verdorret.
Ein Jüngling hatte ein Mädchen gern
Sie flohen heimlich von Hause fort,

Es wußt - weder Vater noch Mutter.
Sie sind gewandert hin und her,
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern,
Sie sind verdorben, gestorben.
(Dieses ist ein wirkliches Volkslied, welches ich am Rheine gehört)

SONETT

Im tollen Wahn hab ich dich einst verlassen
Ich wollte gehen die ganze Welt zu Ende,
Und wollte sehen, ob ich die Liebe fände,
Um liebevoll die Liebe zu umfassen.
Die Liebe suchte ich auf allen Gassen,
Vor jeder Tür streckt ich aus die Hände,
Und bettelte um g,ringe Liebesspende -
Doch lachend gab man mir nur kaltes Hassen.
Und immer irrte ich nach Liebe, immer
Nach Liebe, doch die Liebe fand ich nimmer,
Und kehrte um nach Hause krank und trübe.
Doch da bist du entgegen mir gekommen,
Und ach! Was da in deinem Aug' geschwommen,
Das war die süße, langgesuchte Liebe.

Heinrich Heine. Werke, Weimar, 1961, S. 28.

BALLADE

DER SCHATZGRÄBER

Arm am Beutel, krank am Herzen,
Schlepp ich meine langen Tage.
Armut ist die größte Plage,
Reichtum ist das höchste Gut!
Und zu enden meine Schmerzen,
Ging ich einen Schatz zu graben.
Meine Seele sollst du haben!
Schrieb ich hin mit eigene Blut.

Und so zog ich Kreis um Kreise,
Stellte wunderbare - Flammen.
Kraut und Knochenwerk zusammen:
Die Beschwörung war vollbracht.

Und auf die gelernte Weise
Grub ich nach dem alten Schatze
Auf dem angezeigten Platze:
Schwarz und stürmisch war die Nacht.

Und ich sah ein Licht vom Weiten
Und es kam gleich einem Sterne
Hinten aus der fernsten Ferne,
Eben als es zwölfte schlug.
Und da galt kein Vorbereiten:
Heller ward mit einem Male
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein schöner Knabe trug.

Holde Augen sah ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis hinein.
Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht,,: es kann der Knabe
Mit der schönen, lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böse sein.

Trinke Mut des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Kommst mit ängstlicher Beschwörung
Nicht zurück and diesen Ort.

Grabe hier nicht mehr wegebens!
Tages Arbeit, abends Gäste!
Saure Wochen, frohe Feste!
Sei dein künftig Zauberwort!

Johann Wolfgang Goethe. Werke, Weimar, 1961. S. 319.

ELEGIE

Er. Süße Freundin, noch einen, nur einen Kuß noch gewähre
Diesen Lippen! Warum bist du heute so karg?
Gestern blühte wie heute der Baum, wir wechselten Küsse
Tausendfältig; dem Schwarm Bienen verglichst du sie ja,

Wie sie den Blüten sich nahn und saugen und schweben und wieder
Saugen, und lieblicher Ton süßen Genusses erschallt.
Alle noch üben das holde Geschäft. Und wäre der Frühling
Uns vorübergeflohn, eh sich die Blüte zerstreut?

Sie. Träume nun lieblicher Freund! Rede von gestern!
Gerne hör ich dich an, drücke dich redlich ans Herz.
Gestern, sagst du? - Es war, ich weiß, ein köstliches Gestern;
Worte verklangen im Wort, Küsse verdrängten den Kuß.
Schmerzlich war's zu scheiden am Abende, traurig die lange
Nacht von gestern auf heut, die den Getrennten gebot.
Doch der Morgen kehret zurück. Ach, daß mir indessen
Zehnmal, leider! Der Baum Blüten und Früchte gebracht.
Johann Wolfgang Goethe. Werke, Weimar, 1961, S. 363.

EPIGRAMME

Bilden wohl kann der Verstand, doch der Tote kann nicht beseelen
Aus dem Lebendigen quillt alles Lebendige nur.

Alle Freiheitsapostel, sie waren mir immer zuwider;
Willkür suchte doch nur jeder am Ende für sich.
Willst du viele befreien, so wag es vielen zu dienen.
Wie gefährlich das sei, willst du es wissen, versuch's!

Keiner bescheidet sich gern mit dem Teile, der ihm gebühret.
Und so habt ihr den Stoff immer und ewig zum Krieg.
J. W. Goethe, ebenda.

EPIK (Kurszformen)

FABEL

DER FUCHS UND DER STORCH

„Erzähle mir etwas von den fremden Ländern, die du alle gesehen hast“, sagte der Fuchs zu dem weitgereisten Storch.

Hierauf fing der Storch an, ihm jede Lache und jede feuchte Wiese zu nennen, wo er die schmackhaftesten Würmer und die fettesten Frösche geschmaust.

Sind sie lange in Paris gewesen, mein Herr. Wo speiset man da am besten? Was für Weine haben Sie da am meisten nach Ihrem Geschmack gefunden?

X X X

DER RABE UND DER FUCHS

Ein Rabe trug ein Stück vergiftetes Fleisch, das der erzürnte Gärtner für die Katzen seines Nachbarn hingeworfen hatte, in seinen Klauen fort.

Und eben wollte er es auf einer alten Eiche verzehren, als sich ein Fuchs vorbeischlich und ihm zurief: „Sei mir gegrüßt, Vogel des Jupiters!“ - „Für wen siehst du mich an?“, fragte der Rabe. - „Für wen ich dich ansehe?“ erwiderte der Fuchs. „Bist du nicht der rüstige Adler, der täglich von der Rechten des Zeus auf diese Eiche herabkömmt, mich Armen zu speisen? Warum verstellst du dich? Sehe ich den nicht in der siegreichen Klaue die erflachte Gabe, die mir dein Gott durch dich zu schicken noch fortfährt?“

Der Rabe erstaunte und freute sich innig, für einen Adler gehalten zu werden. „Ich muß“, dachte er, „den Fuchs aus diesem Irrtume nicht bringen“. - Großmütig dumm ließ er ihm also seinen Raub herabfallen und flog stolz davon.

Der Fuchs fing das Fleisch lachend auf fraß es mit boshafter Freude. Doch bald verkehrte sich die Freude in ein schmerzhaftes Gefühl; das Gift fing an zu wirken, und er verreckte.

Möchtet ihr euch nie etwas anderes als Gift erloben, verdammte Schmeichler!

X X X

DER PFAU UND DER HAHN

Einst sprach der Pfau zu der Henne: „Sie einmal. Wie hochmütig und trotzig dein Hahn einhertritt! Und doch sagen die Menschen nicht der stolze Hahn, sondern der stolze Pfau“.

„Das macht“, sagte die Henne, „weil der Mensch einen gegründeten Stolz übersieht. Der Hahn ist auf seine Wachsamkeit, auf seine Mannheit stolz; aber worauf du? - Auf Farben und Federn.“

Gotthold Ephraim Lessing. Fabeln, Leipzig, 1976, S. 40, 52, 71.

KÜRZESTGESCHICHTEN

Sie standen beieinander, und sie wußten alle das gleiche, und sie glaubten, daß es viel sei, was sie wußten. Einen gab es unter ihnen, der wußte nicht das gleiche wie sie, und sie nannten ihn dumm. Es was Triboll. Der wurde bescheiden, als er hörte, daß er dumm war, und verkroch sich, damit ihn niemand mehr sah. Aber die anderen hatten kein Mitleid mit ihm und sahen ihn an und redeten über das, was er nicht verstehen konnte. Sie sahen, wie Triboll litt, und waren befriedigt, daß sie es waren, die ihn leiden machten.

Da änderte sich die Welt, und plötzlich war Triboll klug, und die anderen waren dumm, weitaus dümmer als er, und Triboll wollte sich rächen für das, was ihm die anderen vorher angetan haben. Er redete so zu ihnen, daß sie ihn nicht verstanden, weil sie nicht wußten, was er wußte. Aber sie bewunderten ihn, und niemand schämte sich dafür, daß er nicht wußte, was Triboll wußte, und Triboll wußte, und Triboll hatte Mitleid mit ihnen und konnte sie nicht quälen. Er wußte, daß er immer anders gewesen und allein war, und er erwartete mit Angst die Zeit die, das wußte er genau, einmal wiederkehren würde, die Zeit, in der sich die Welt wieder änderte, und in der ihn die anderen quälen würden.

Gisela Elsner. Der Dumme.

X X X

Immer war er betrunken, so daß von ihm gesagt werden kann: Nur sein Fleisch existierte. Auch das schon schwach und in Verfall begriffen. Einmal war er in Spanien gewesen, als dort der Krieg fackelte. Auf Seiten der Roten Bataillone in der Front der Gerechten gegen die Armeen der Unterdrücker hatte er Taten vollbracht und geschossen und geliebt und lachend vieles ertragen. Wie der Mond hinter der Wolke hervorkommt, wird sein Blick glänzend, und schwindet der Schnapsschleier, spricht er davon. Den die Kugel des Feindes verschonte, traf die Kleinheit des Alltags tödlich.

Günter Kunnert. Memory.

X X X

Es ist eine hohe bernsteingelbe Uhr, Manufakturware aus Liverpool oder Birmingham, an die sich Freimut gelehnt hat. Er sagt einen Satz, der geht langsam, das letzte Wort, die zwei Silben, folgt erst nach einer Pause und ist angehoben im Ton und läßt den Satz ganz offen, wie in einem atemerfüllten Raum, der sich ein wenig dreht: Denn Armut ist ein großer Glanz aus Ihnen...

... heraus, ergänzt die Zahnärztin, seine Mutter. Wer bereitet einer so völlig offenen Aussage nicht gern ein Ende? Die Messingzeiger im schrägen Licht legen fast unmerkliche, dünne Schatten auf das Zifferblatt aus Zinn, bis über die schwarzgemalten römischen Zahlen. Ja, wir sind arm, sagt die Mutter mit einem schönen, tragenden Alt. Im Kanapee ihre Mutter, Großmutter, erschrickt nicht, sie sagt: Aber wir glänzen nicht, und hebt ein wenig die Hände dabei und versinkt in den Anblick der drei Ringe an ihrer linken Hand.

Zwei stehende Personen und eine stizende. Und die Uhr aus Liverpool. Oder aus Birmingham.

Johannes Bobrowski. Interieur. Aus: „Kürzestgeschichten“ Reclam Jun. Stuttgart, 1982.

Er fürchtete sich und wenn er zu jemandem sagte: „Es ist kälter geworden“, erwartete er Trost.

„Ja, November“, sagte der andere.

„Bald ist Weihnachten“, sagte er.

Er hatte Heizöl eingekauft, er besaß einen Wintermantel, er war versorgt für den Winter, aber er fürchtete sich. Im Winter ist man verloren. Im Winter ist alles Schreckliche möglich, Krieg zum Beispiel. Im Winter kann die Stelle gekündigt werden, im Winter erkältet man sich. Man kann sich schützen gegen die Kälte, Halstuch, Mantelkragen Handschuhe. Aber es könnte noch kälter werden.

Es nützt nicht jetzt „Frühling“ zu sagen.

Die Schaufenster sind beleuchtet, sie täuschen Wärme vor. Aber die Kirchenglocken klirren. In den Wirtschaften ist es heiß, zu Haus öffnen die Kinder die Fenster und lassen die Wohnungstür offen, im Geschäft vergißt man seinen Hut.

Man bemerkt nicht, wie die Bäume Blätter fallen lassen. Plötzlich haben sie keine mehr. Im April haben sie wieder Blätter, im März vielleicht schon. Man wird sehen, wie sie die Blätter bekommen. Bevor er das Haus verläßt, zählt er sein Geld nach.

Schnee wird es keinen geben, Schnee gibt es nicht mehr.

Frierende Frauen sind schön, Frauen sind schön.

„Man muß sich an die Kälte gewöhnen“, sagte er, man muß tiefer atmen und schneller gehen“ - „Was soll ich den Kindern zu Weihnachten kaufen?“ fragte er.

„Man wird sich an die Kälte gewöhnen“, sagte er zum anderen. „Ja, es ist kälter geworden, November“, sagte der andere.

Peter Bichsel. Eigentlich möchte Frau Blum den Milchmann kennen lernen, Walter-Verlag, AG, Olten, 1991, S. 17-18.

DRAMATIK

Sommer 1975.

Mitglieder und Freunde des Kunstvereins auf der Vorbesichtigung einer Ausstellung.

Ein Ausstellungsraum im Kunstverein. Mittagslicht fällt von oben durch eine Glasüberdachung, zwei Durchgänge rechts und links hinten zu angrenzenden Sälen. Im Vordergrundmitte eine Rundbank mit dunklem Lederbezug. Auf der Rückwand ein großes Tafelgemälde im Stil des fotografischen Realismus. Eine flache norddeutsche Landschaft mit einer darin laufenden und sich verlaufenden Landstraße. An den Wänden rechts und links verschiedene kleinere Bilder, die man nicht genau erkennt.

In der Nähe des linken Durchgangs ein Wärter auf einem Stuhl. Bevor die Handlung beginnt, erscheinen die Schauspieler in diesem Raum wie Besucher einer Ausstellung. Einzeln oder zu mehreren halten sie sich dort auf, kommen und gehen ohne Eile. Wenn sich jemand allein weiß, so wird er sich dementsprechend verhalten. Er wird sich kratzen, Notizen machen, ausruhen usw. Ebenso wird sich ein anderer die Schuhe schnüren oder wieder ein anderer wird sich neben eine Dame stellen und sie, während sie ein Bild betrachtet, beobachten. Hin und wieder läuft ein etwa elfjähriger Junge herein und fotografiert mit seiner Poloroidkamera.

Oft ist niemand im Raum, nur auf seinem Stuhl schlummernder Wärter. Das Kind kommt und fotografiert ihn. Das entwickelte Bild steckt es dem Wärter in die immer griffbereite Hand seiner Armprothese. Unterdessen läuft eine Frau durch den Raum und ruft nach ihrem Mann. Das Kind hinterher. Dunkel. (Schwarze Blende für wenige Sekunden). Wenn das Licht wieder anspringt, wird sich der Wärter sein Bild ansehen. Zwei Herren passieren, man sieht sie eben noch, kurz vor dem rechten Durchgang, während der eine zum anderen, nach einem kurzen Seufzer sagt: „Ja... Zwangsläufig“. Dann wieder ist niemand da. Nur das Gemurmel aus den anderen Räumen. Der Wärter steckt das Foto in seine Jackentasche und geht nach links ab. Von rechts kommt jemand, sieht auf die Uhr und kehrt schleunigst wieder um. Und so weiter, bis schließlich der Vorhang fällt

Erster Teil. Kleine Gesellschaft.

Mittags.

Wenn der Vorhang aufgeht, fällt starkes Licht von rechts und links aus den Durchgängen. Im Raum selber, nach vorne zu, ist es dunkel. Der Wärter hat seinen Stuhl auf die andere Seite, in die Nähe des rechten Durchgangs gestellt.

Von links kommt Susanne und lehnt sich sofort mit dem Rücken an die Wand, wie nach überstandener Flucht. Nach kurzer Zeit erscheint Moritz. Susanne löst sich von der Wand und geht nach vorne. Moritz hinterher.

MORITZ: Enstschuldigen Sie - ich glaube, Sie haben sich weiß gemacht.

SUSANNE: Fassen Sie mich nicht an! Ksch! Finger wg! Mein Gott - man kann sich denn nicht in Ruhe lassen? Was wollen Sie? Was?

Moritz wendet sich langsam um. Susanne geht zur Sitzbank und läßt sich niederfallen. Moritz geht nach links ab.

Dunkel/Hell Blende.

Susanne sitzt auf der Bank. Zu ihren Füßen ein umgestürztes Weinglas, auf dem hellgrauen Spannteppich eine Lache. Moritz steht im linken Durchgang, an die Wand gelehnt.

SUSANNE: Hören Sie mich? Sind Sie stolz? Ja?

Wieder haben Sie mich eingeladen zu Ihrer großen Sommerausstellung. Wieder haben Sie in diesen Hundstagen die breiten und die hohen Bilder aufgeschlagen.

Unter günstigen klimatischen Bedingungen, so daß wir von hier oft schöner ins Weite blicken als draußen in der Hitze der Natur. Neben den großen die unzähligen mittelgroßen, die kleinen, die niedlichen, die winzigen und die nichtigen Kunstwerke. Verstreut über alle Wände. In unvergleichlicher Fülle. In Grabeshülle und - Fülle, möchte ich fast sagen. Zuviel für den lebenden Kunstfreund! Zuviel für den Zeitgenossen! Zuviel für mich!

Moritz geht nach links ab.

Eine bewundertwürdige Ausstellung, vielleicht für die Kunst des Realismus, vielleicht eine Jahrhundertstausstellung-falls sich nichts Umwerfendes mehr ereignet in diesem Jahrhundert. Oh, Moritz wären Sie selbst ein Künstler, so unter allen Umständen ein furchtloser Künstler, ein furchtloses Temperament... Es ist, als sehe ich nichts. Liebster? Das Gesicht ist mir zu schwer. Als wäre es Stein. Es möchte fallen, fallen. Dorthin, wo Sie gegangen sind.

Die Reste Ihrer Schritte... eine Perle aus Erde im zerschlissenen Gewebe des Teppichs, ein Streifen Schuhwichse an der Bodenleiste, da unten, wo alles schwer zu sehen ist, schwer zu erkennen, schwer zu verstehen, da unten.

Das wissen Sie doch, Moritz, das machen wir mühsam und da beugen wir tagelang den Nacken über dieselbe Erinnerung. Zu Tränen betäubt, wenn wir den Fußstapfen finden, nicht die ganze Erinnerung beileibe nicht, vielleicht eine Haarschuppe, ein Zündholzstielchen, ein Speichelfleck, ein Faden Gewand. Hören Sie mich? Ja?

KLÄUSCHEN kommt von links und hört Susanne eine Weile zu.

Was wir nicht schwerfällig tun, das haben wir ganz wie nicht getan. Ich erinnere Sie, Moritz, an Ihre eigenen Worte. Sie haben die Mühe gelobt und immer wieder die Mühe. Und nun dürfen wir nicht so tun, als verstünden wir nicht schwer. Als müßten nicht erst die Wochen vergehen, bis ich den seltsamen Einwand von heute, Ihr schnellgeflüstertes Versprechen plötzlich richtig begreife... Hinter den hastigen Faxen und Sprüchen, hinter den blendenden Geistesgeschäften trifft langsam, langsam ein stures Gedächtnis die Wahl...

Wir wissen nicht, was wir uns merken können, voneinander... Wir kommen nur langsam voran... Doch in der Ferne, Moritz, dort, wo wir nicht sind gehen laut die schweren Tore auf-hören Sie? - es poltert, es rasselt, es quitscht-

KLÄUSCHEN: Bist du betrunken?

SUSANNE: Wäre ich betrunken, mein Junge, dann solltest du mir helfen und nicht über mich lächeln. Hilfe brauchen Betrunkene.

KLÄUSCHEN: Ich will dich schießen. Gibst du mir Geld?

SUSANNE: Nein, geh weg.

KLÄUSCHEN: Wenn du kein Foto willst, zeig ich dir was. Gibst du mir dann Geld?

SUSANNE: Kommt drauf an, was du mir zeigst.

KLÄUSCHEN: Meine Wunden. Auf der Stirn habe ich eine Narbe. Alex hat mit der Schleuder hingeschossen. Hier ist mein Mittelfinger. Den habe ich gequetscht, als mein Vater die Tür zuschlug.

SUSANNE: Nichts zu sehen.

KLÄUSCHEN: Doch. Gib mir Geld.

Susanne nimmt eine Münze aus ihrem Beutel und gibt sie Kläuschen

KLÄUSCHEN: Sieh mal unter meinen Kopf. Da ist ein roter Riß. Ich bin in ein Drahtseil gelaufen, als meine Mutter mich zum Essen gerufen hat. Gib mir Geld.

SUSANNE: Nein.

KLÄUSCHEN: Gib mir Geld.

SUSANNE: Nein. Geh jetzt.

KLÄUSCHEN: Gib mir Geld! Gib mir Geld!

Susanne nimmt eine Handvoll Münzen aus ihrem Beutel und wirft sie dem Kind nach. Kläuschen läuft heulend weg. Susanne wirft weiter Münzen hinter ihm her...

SUSANNE: Da hast du Geld!... Geld!... Pinkelkind!

Moritz kommt von links und nimmt den Jungen, der sich an ihn schmiegt.

SUSANNE: Moritz? Hören Sie mich?

Blende. Susanne allein. Der Wärter auf seinem Stuhl.

LITERATURVERZEICHNIS

1. Benes, K. Zur Typologie der Stilgattungen//Deutsch als Fremdsprache, Heft 6, 1969.
2. Fleischer, W., Michel, G. Stilistik der deutschen Sprache. - Leipzig, 1975.
3. Kucharenko, W. Interpretacija teksta. Leningrad, 1978.
4. Löschmann, M., Schröder, G. Literarische Texte im Fremdsprachenunterricht. - Leipzig, 1984.
5. Ridali, H. Zur Möglichkeit der stilistischen Texanalyse im DaF-Unterricht //Triangulum, 4. Folge - Tartu, 1977.
6. Riesel, E. Stilistik der deutschen Sprache. - Moskau, 1963.
7. Spillner, B. Methoden der Stilanalyse. Tübingen, 1984.

TEXTQUELLEN

1. H. Heine, Werke in 5 Bänden, 33, Weimar, 1961, S. 173
2. B. Kellermann, Der 9. November, 1954, S. 104-105.

3. H. Heißenbüttel, Rollenverteilung, Kürzestgeschichten, Reclam, 1982, S. 35-36.
4. Th. Mann, Erzählungen, Reclam, S. 82.
5. E. Strittmatter, Ole Bienkopp, Weimar, 1964, S. 12.
6. Dieter Noll, Kippenberg, Berlin u. Weimar, 1980, S. 157.
7. Hopfer, Gleisverwerfung, Halle-Leipzig, 1982, S. 208.
8. H. J. Ortheit, Agenten, München, 1989, S. 272-273.
9. M. Frisch, Homo Faber, suhrkamp taschenbuch, S. 150-152.
10. H. Kant, Der dritte nagel, Berlin, 1981, S. 67-69.
11. Ch. Wolf, Gesammelte Erzählungen, Berlin, 1989, S. 5.
12. F. Ch. Delius, Die Birnen von Ribbeck, Rowohlt Verlag, 1991, S. 33-34.
13. P. Bichsel, Eigentlich möchte Frau Blum, 1991, S. 37-39.
14. A. Schnitz, Berliner Morgenpost, 23. Dezember 1991.
15. J. Merten, F. Hanke, Berliner Morgenpost, 21. Dez. 1991.
16. Freundin 1/1992, S. 104.
17. Berliner Morgenpost, 19. Dezember 1991.
18. B. Amon, Berliner Morgenpost, 19. Dez. 1991.
19. G. Reusch, Berliner Morgenpost, 19. Dez. 1991.
20. H. Knobloch, Beiträge zum Tugendpfad, Berlin u. Weimar, 1972, S. 112, 117-118.
21. Freundin, 1/1992, S. 44.
22. R. Huch, Begrüßungsansprache, 4. Oktober, 1947.
23. Juma, 1/1992, S. 4.
24. Presse und Sprache, Februar 1992.
25. Süddeutsche Zeitung, Februar 1992.
26. Freundin 1/1992, S. 45.
27. W. Schnurre, Auf der Flucht, Kurzgeschichten, 1992.
28. Th. Mann, Erzählungen, 1975, S. 109-112.
29. G. Grass, Örtlich betäubt, SL, 195, 1984, S. 118-120.
30. H. J. Ortheit, Agenten, München, 1989, S. 238-241.
31. A. Seghers, Das siebte Kreuz, Reclam, 1976, S. 123.
32. H. Kant, Aufenthalt, Berlin, 1977, S. 232-241.
33. H. Heine, Werke in 5 Bänden, 1961, S. 28.
34. J. W. Goethe, Werke, Weimar, 1961, S. 28.
35. J. W. Goethe, ebenda, S. 363.
36. G. Elsner, Der Dumme, Kürzestgeschichten, 1982, S. 5
37. Lessing, Fabeln, Leipzig, 1976, S. 40, 52, 71.
38. G. Kunnert, Memory, ebenda.
39. J. Bobrowski, Interview, ebenda.
40. P. Bichsel, Eigentlich möchte Frau Blum... S. 17-18.

ANHANG

AUSGEWÄHLTE TEXTE FÜR SELBSTÄNDIGE ARBEIT UND SELBSTKONTROLLE

Thomas Mann (1875-1955)

TRISTAN

Hier ist „Einfried“, das Sanatorium! Weiß und gradlinig liegt es mit seinem langgestreckten Hauptgebäude und seinem Seitenflügel inmitten des weiten Gartens, der mit Grotten, Laubengängen und kleinen Pavillons aus Baumrinde ergötzlich ausgestattet ist, und hinter seinen Schieferdächern ragen tannengrün, massig und weich zerklüftet die Berge himmeln.

Nach wie vor leitet Doktor Leander die Anstalt. Mit seinem zweispitzigen schwarzen Bart, der hart und kraus ist wie das Roßhaar, mit dem man die Möbel stopft, seinen dicken, funkelnden Brillengläsern und diesem Aspekt eines Mannes, den die Wissenschaft gekältet, gehärtet und mit stillem, nachsichtigen Pessimismus erfüllt hat, hält er auf kurz gebundene und verschlossene Art die Leidenden in seinem Bann-alle diese Individuen, die, zu schwach, sich selber Gesetze zu geben und sie zu halten, ihm ihr Vermögen ausliefern, um sich von seiner Strenge stützen lassen zu dürfen.

Was Fräulein von Osterloh betrifft, so steht sie mit unermüdlicher Hingabe dem Haushalte vor. Mein Gott, wie tätig sie ist, treppauf und treppab, von einem Ende der Anstalt zum anderen eilt! Sie herrscht in Küche und Vorratskammer, sie klettert in den Wäscheschränken umher, sie kommandiert die Dienerschaft und bestellt unter den Gesichtspunkten der Sparsamkeit, der Hygiene, des Wohlgeschmacks und der äußeren Anmut den Tisch des Hauses, sie wirtschaftet mit einer rasenden Umsicht, und in ihrer extremen Tüchtigkeit liegt ein beständiger Vorwurf gegen die gesamte Männerwelt verborgen, von der niemand darauf verfallen ist, sie heimzuführen. Auf ihren Wangen glüht aber in zwei runden, karmesinroten Flecken die unauslöschliche Hoffnung, dereinst Frau Doktor Leander zu werden...

Ozon und stille, stille Luft... für Lungenkranke ist „Einfried“, was Doktor Leanders Neider und Rivalen auch sagen mögen, aufs wärmste zu empfehlen. Aber es halten sich nicht nur Phthisiker, es halten sich Patienten aller Art, Herren, Damen und sogar Kinder hier auf: Doktor Leander hat auf den verschiedensten Gebieten Erfolge zu erweisen. Es gibt hier gastrisch leidende, wie die Magisträtsrätin Spatz, die überdies an den Ohren krankt, Herrschaften mit Herzfehlern, Paralytiker, Rheumatiker und Nervöse in allen Zuständen. Ein diabetischer General verzehrt hier unter immerwährendem Murren seine Pension. Mehrere Herren mit entfleischten Gesichtern werfen auf jene unbeherrschte Art ihre Beine, die nichts

Gutes bedeutet. Eine fünfzigjährige Dame, die Pastorin Höhlenrauch, die neunzehn Kinder zur Welt gebracht hat und absolut keines Gedankens mehr fähig ist, gelangt dennoch nicht zum Frieden, sondern irrt, von einer blöden Unrast getrieben, seit einem Jahre bereits am Arm ihrer Privatpflegerin starr und stumm, ziellos und unheimlich durch das ganze Haus.

Dann und wann stirbt jemand von den „Schweren“, die in ihren Zimmern liegen und nicht zu den Mahlzeiten noch im Konversationszimmer erscheinen, und niemand, selbst der Zimmernachbar nicht, erfährt etwas davon. In stiller Nacht wird der wächserne Gast beiseite geschafft, und ungestört nimmt das Treiben in „Einfried“ seinen Fortgang, das Massieren, Elektrisieren, und Injizieren, das Duschen, Baden, Turnen, Schwitzen und Inhalieren in den verschiedenen mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgestatteten Räumlichkeiten. Ja, es geht lebhaft zu hieselbst. Das Institut steht in Flor. Der Portier, am Eingange des Seitenflügels, rührt die große Glocke, wenn neue Gäste eintreffen, und in aller Form geleitet Doktor Leander, zusammen mit Fräulein von Osterloh, die Abreisenden zum Wagen. Was für Existenzen hat „Einfried“ nicht schon beherbergt! Sogar ein Schriftsteller ist da, ein exentrischer Mensch, der den Namen irgendeines Minerals oder Edelsteines führt und hier dem Herrgott die Tage stiehlt...

Übrings ist, neben Doktor Leander, noch ein zweiter Arzt vorhanden für die leichten Fälle und die Hoffnungslosen. Aber er heißt Müller und ist überhaupt nicht der Rede wert.

Thomas Mann

TONIO KRÖGER

Die Wintersonne stand nur als armer Schein, milchig und matt hinter Wolkenschichten über der engen Stadt. Naß und zugig war's in den giebeligen Gassen, und manchmal fiel eine Art von weichem Hagel nicht Eis, nicht Schnee.

Die Schule war aus. Über den gepflasterten Hof und heraus aus der Gitterpforte strömten die Scharen der Befreiten, teilten sich und enteilten nach rechts und links. Große Schüler hielten mit Würde ihre Bücherpäckchen hoch gegen die linke Schulter gedrückt, indem sie mit dem rechten Arm wider den Wind dem Mittagessen entgegenruderten; kleines Volk setzte sich lustig in Trab, daß der Eisbrei umherspritzte und die Siebensachen der Wissenschaft in den Seehundsränzeln klapperten. Aber hie und da riß alles mit frommen Augen die Mützen herunter vor dem Wotanshut und dem Jupiterbart eines gemessen hinschreitenden Oberlehrers...

„Kommst du endlich, Hans?“ sagte Tonio Kröger, der lange auf dem Fahrdamm gewartet hatte; lächelnd trat er dem Freunde entgegen, der im Gespräch mit anderen Kameraden aus der Pforte kam und schon in Begriffe war, mit ihnen davonzugehen...

„Wieso? Fragte er und sah Tonio an... „Ja, das ist wahr! Nun gehen wir noch ein bißchen“.

Tonio verstummte, und seine Augen trübten sich. Hatte Hans es vergessen, fiel es ihm erst jetzt wieder ein, daß sie heute mittag ein wenig zusammen spazieren gehen wollten?

Und er selbst hatte sich seit der Verabredung beinahe unausgesetzt darauf gefreut!

„Ja, adieu, ihr!“ sagte Hans Hansen zu den Kameraden. „Dann gehe ich noch ein bißchen mit Kröger“. - Und die beiden wandten sich nach links, indes die anderen nach rechts schlenderten.

Hans und Tonio hatten Zeit, nach der Schule spazierenzugehen, weil sie beide Häusern angehörten, in denen erst um vier Uhr zu Mittag gegessen wurde. Ihre Väter waren große Kaufleute, die öffentliche Ämter bekleideten und mächtig waren in der Stadt. Den Hansens gehörten schon seit manchem Menschenalter die weitläufigen Holzlagerplätze drunten am Fluß, wo gewaltige Sägemaschinen unter Fauchen und Zischen die Stämme zerlegten. Aber Tonio war Konsul Krögers Sohn, dessen Getreidesäcke mit dem breiten schwarzen Firmendruck man Tag für Tag durch die Straßen kutschieren sah; und seiner Vorfahren großes altes Haus war das herrschaftlichste der ganzen Stadt... Beständig mußten die Freunde, der vielen Bekannten wegen, die Mützen herunternehmen, ja, von manchen Leuten wurden die Vierzehnjährigen zuerst begrüßt...

Beide hatten die Schulmappen über die Schulter gehängt, und beide waren sie gut und warm gekleidet; Hans in eine kuze Seemannsüberjacke über welcher auf Schultern und Rücken der breite, blaue Kragen seines Marineanzuges lag, und Tonio in einen grauen Gurt-Paletot. Hans trug eine dänische Matrosenmütze mit kurzen Bändern, unter der ein Schopf seines bastblonden Haares hervorquoll. Er war außerordentlich hübsch und wohlgestaltet, breit in den Schultern und schmal in den Hüften mit freiliegenden und scharfblickenden stahlblauen Augen. Aber unter Tonios runder Pelzmütze blickten aus einem Brünnetten und ganz südlich scharfgeschnittenen Gesicht dunkle und zart umschattete Augen mit zu schweren Lidern träumerisch und ein wenig zaghaft hervor... Mund und Kinn waren ihm ungewöhnlich weich gebildet. Er ging nachlässig und ungleichmäßig, während Hansens schlanke Beine in den schwarzen Strümpfen so elastisch und taktfest einherschritten...

Heinrich Mann (1871-1950)

UNTERTAN

„Leute! Da ihr meine Untergebenen seid, will ich euch sagen, daß hier künftig forsch gearbeitet wird. Ich bin gewillt, mal Zug in den Betrieb zu bringen. In der

letzten Zeit, wo hier der Herr gefehlt hat, da hat mancher von euch vielleicht gedacht, er kann sich auf die Bärenhaut legen. Das ist aber ein gewaltiger Irrtum, ich sage das besonders für die alten Leute, die noch von meinem seeligen Vater her dabei sind“.

Mit erhobener Stimme, noch schneidiger und abgehackter, und dabei sah er den alten Sötbier an: „Jetzt habe ich das Steuer selbst in die Hand genommen. Mein Kurs ist der richtige, ich führ euch herrlichen Tagen entgegen. Dienjenigen, welche mir dabei behilflich sein wollen, sind mir von Herzen willkommen; diejenigen jedoch, welche sich mir bei dieser Arbeit entgegenstellen, zerschmettere ich“. Er versuchte seine Augen blitzen zu lassen, sein Schnurrbart sträubte sich noch höher.

„Einer ist hier der Herr, und das bin ich. Gott und meinem Gewissen allein schulde ich Rechenschaft. Ich werde euch stets mein väterliches Wohlwollen entgegenbringen, Umsturzelüste aber scheitern an meinem unbeugsamen Willen. Sollte sich ein Zusammenhang irgendeines von euch“-

Er faßte den schwarzbärtigen Maschinenmeister ins Auge, der ein vedächtiges Gesicht machte.

„- mit sozialdemokratischen Kreisen herausstellen, so zerschneide ich zwischen ihm und mir das Tischtuch. Denn für mich ist jeder Sozialdemokrat gleichbedeutend mit Feind meines Betriebes und Vaterlandsfeind... So, nun geht wieder an euere Arbeit und überlegt euch, was ich euch gesagt habe“.

Es machte schroff kehrt und ging schnaufend davon. In dem Schwindelgefühl, das seine starken Worte ihm erregt hatten, erkannte er kein einziges Gesicht mehr. Die Seinen folgten ihm, bestürzt und ehrfurchtsvoll, indes die Arbeiter einander noch lange stumm ansahen, bevor sie nach den Bierflaschen griffen, die zur Feier des Tages bereitstanden.

Droben legte Diederich vor Mutter und Schwestern seine Pläne dar. Die Fabrik war zu vergrößern, das hintere Nachbarhaus anzukaufen. Man mußte konkurrenzfähig werden. Der Platz an der Sonne! Der alte Kläbig, draußen in der Papierfabrik Gausefeld, bildete sich wohl ein, er werde ewig das ganze Geschäft machen?... Endlich tat Magda die Frage, woher er das Geld nehmen wolle; aber Frau Heßling schnitt ihr das vorlaute Wort ab. „Dein Bruder weiß das besser als wir“.

Heinrich Mann

DER UNBEKANNTE

Betäubt von sechs Schulstunden, trat durch die winkeligen Straßen ein Knabe: ein gewöhnlicher Bücherträger, der hier und da ausweicht, um einen Lehrer nicht grüßen zu müssen, dann und wann errötend den Hut abreißt vor einem kleinen Mädchen, mit dem er getanzt hat. Die Gassen steigen und fallen; der Knabe bedenkt,

daß er jetzt entgegen sämtlichen Gesetzen, sich etwas Glück stehlen wird, ein Stück Marzipan kaufen wird, obwohl es ihm den Magen verdirbt, und aus der Leihbibliothek etwas holen, auf dessen Genuß schließlich auch bloß Jammer folgt. Denn das Leben ist zu sehr verschieden von dem, was er meint, was er als Ahnung in sich spürt. Die Bücher, die er sich leiht, versagen auch und brauchen eine Ergänzung: weshalb er zeichnet. Zu Hause in seinem grünen Parterrezimmer, das Efeustöcke an den Fenstern heimisch machen, wartet auf ihn ein Kasten mit Wasserfarben, etwas rauhes Papier, einige Flaschen bunter Tusche; daran denkt er mit einer so lasterhaften Gier, daß ein vorübergehender Bürger sich fragt: „Was macht der Junge für Augen?“

Ein zerrüttendes Laster; denn die Zeichnung, die er, gesprengt von Herzklopfen, fertiggemacht hat, er legt sie, eine Stunde später, als halbtotes Ding in das Pult. Mit jeder Minute, die der Blick in ihr wühlte, ist sie unzulänglicher geworden. Wenn er sie heute wieder hervorreißt, wird er sie nicht einmal mehr erkennen. Die Träume sind alle vergeblich. Eine Insel aus Rosenblättern trägt einen auf rätselhafte Art einen hohen Atemzug lang. Da taucht sie unter, man ertrinkt. Täglich wieder muß man ertrinken.

In der Schule gelingt es ihm manchmal, einen Lehrer so zu sehen, als hätte er noch nie mit ihm zu tun gehabt. Furcht und Haß fallen ab; er bemerkt: „Also dies Wesen, dies arme Wesen!“ Und der Knabe, der nichts weiß, nichts belegen kann, hält in seinem Sinn auf einmal die Gesamtheit solcher Handwerkerexistenz.

Zu Hause klappen die Türen von Besuchen. Oft ist noch des Nachts die Luft warm und dick von Menschen; Gerüche aus Bärten und Ballkleidern verwickeln sich mit denen, die der Küche entsteigen. Musik dringt in sein Zimmer und stapft durch die Dunkelheit, in der er liegt, Tanzschritte schleifen über seinem Kopf. Manchmal das Kreischen einer Frau, auf der Treppe vielleicht; eine schnarrende Offiziersstimme; auch Rütteln am Türgriff. Rüttelt ihr nur, hier ist, für euch zu Ende, ihr als Balldamen verkleideten Wirtschaftserinnen, ihr uniformierten Turnlehrer. Wenn ihr wüßtet, was ihr hier, in dem kleinen dunklen Zimmer, für eine lächerliche Entlarvung erfährt und wie euer Anspruch darauf, Eleganz, Schönheit, hohes Leben darzustellen, hier zu kläglicher Schande wird. Ein fünfzehnjähriger Pennäler, werdet ihr sagen. Jawohl; und das Tragische ist eben dies, daß er sich, begegnete er einem von euch im Flur, in fliegender Scham über den Hof retten müßte und daß es höchst alltäglich um ihn zu stehen scheint.

Hermann Hesse (1877-1962)

„BÄUME“

Bäume sind für mich immer die eindringlichsten Prediger gewesen. Ich verehere sie, wenn sie in Völkern und Familien laben, in Wäldern und Hainen. Und noch mehr verehere ich sie, wenn sie einzeln stehen. Sie sind wie Einsame. Nicht wie

Einsiedler, welche aus irgendeiner Schwäche sich davongestohlen haben, sondern wie große, vereinsamte Menschen, wie Beethoven und Nietzsche. In ihren Wipfeln rauscht die Welt, ihre Wurzeln ruhen im Unendlichen; allein sie verlieren sich nicht darin, sondern erstreben mit aller Kraft ihres Lebens nur das Eine: ihr eigenes, in ihnen wohnendes Gesetz zu erfüllen, ihre eigene Gestalt auszubauen, sich selbst darzustellen. Nichts ist heiliger, nichts ist vorbildlicher als ein schöner, starker Baum.

Wenn ein Baum umgesägt worden ist und seine nackte Todeswunde der Sonne zeigt, dann kann man auf der lichten Scheibe seines Stumpfes und Grabmals seine ganze Geschichte lesen: in den Jahresringen und Verwachsungen steht aller Kampf, alles Leid, alle Krankheit, alles Glück und Gedeihen treu geschrieben, schmale Jahre und üppige Jahre, überstandene Angriffe, überdauerte Stürme. Und jeder Bauernjunge weiß, daß das härteste und edelste Holz die engsten Ringe hat, daß hoch auf Bergen und in immerwährender Gefahr die unzerstörbarsten, kraftvollsten, vorbildlichsten Stämme wachsen.

Bäume sind Heiligtümer. Wer mit ihnen zu sprechen, wer ihnen zuzuhören weiß, der erfährt die Wahrheit. Sie predigen nicht Lehren und Rezepte, sie predigen, um das Einzelne unbekümmert, das Urgesetz des Lebens.

Ein Baum spricht: In mir ist ein Kern, ein Funke, ein Gedanke, verborgen, ich bin Leben vom ewigen Leben. Einmalig ist der Versuch und Wurf, den die ewige Mutter mit mir gewagt hat, einmalig ist meine Gestalt und das Geäder meiner Haut, einmalig das kleinste Blätterspiel meines Wipfels und die kleinste Narbe meiner Rinde. Mein Amt ist, im ausgeprägten Einmaligen das Ewige zu gestalten und zu zeigen.

Ein Baum spricht: Meine Kraft ist das Vertrauen. Ich weiß nichts von meinen Vätern, ich weiß nichts von den tausend Kindern, die in jedem Jahr aus mir entstehen. Ich lebe das Geheimnis meines Samens zu Ende, nichts anders ist meine Sorge. Ich vertraue, daß Gott in mir ist. Ich vertraue, daß meine Aufgabe heilig ist. Aus diesem Vertrauen lebe ich.

Wenn wir traurig sind und das Leben nicht mehr gut ertragen können, dann kann ein Baum zu uns sprechen: Sei still! Sieh mich an! Leben ist leicht, Leben ist nicht schwer. Das sind Kindergedanken. Laß Gott in dir reden, so schweigen sie. Du bangst, weil dich dein Weg von der Mutter und Heimat wegführt. Aber jeder Schritt und Tag führt dich neu der Mutter entgegen. Heimat ist nicht da oder dort. Heimat ist in dir innen, oder nirgends.

Wanderersehnsucht reißt mir am Herzen, wenn ich Bäume höre, die Abends im Wind rauschen. Hört man still zu, so zeigt auch die Wanderersehnsucht ihren Kern und Sinn. Sie ist nicht Fortlaufenwollen vor dem Leide, wie es schien. Sie ist Sehnsucht nach Heimat, nach Gedächtnis der Mutter, nach neuen Gleichnissen des Lebens. Sie führt nach Hause. Jeder Weg führt nach Hause, jeder Schritt ist Geburt, jeder Schritt ist Tod, jedes Grab ist Mutter.

So rauscht der Baum im Abend, wenn wir Angst vor unsern eigenen Kindergedanken haben. Bäume haben lange Gedanken, langatmige und ruhige, wie sie ein längeres Leben haben als wir. Sie sind weiser als wir, solange wir nicht auf sie hören. Aber wenn wir gelernt haben, die Bäume anzuhören, dann gewinnt gerade die Kürze und Schnelligkeit und Kinderhast unserer Gedanken eine Freudigkeit ohnegleichen. Wer gelernt hat, Bäumen zuzuhören, begehrt nicht mehr, ein Baum zu sein. Er begehrt nichts zu sein, als was er ist. Das ist Heimat. Das ist Glück.

Bernhard Kellermann (1879-1951)

DAS MEER

Die Möven schwirrten und schrillten. Ströme von süßlichem Duft stiegen aus dem bloßgelegten Schoß des Meeres empor. Ich ging hinunter, denn ich mußte mitten im mütterlichen Geruch des Meeres stehen. Die schwül dampfenden Klippen waren bedeckt mit harten gerippten Muscheln und gallertartigen Knollen, die zitterten, wenn man sie berührte. Viele verschwanden unter schleimigen Helmbüschen, und unter meinem Fuß quietschten meterlange fleischige Palmblätter und hohle Knollen. Kleine grüne Tümpel lagen zwischen den Steinen. Wie liliputanische Märchengärten sahen sie aus. In der Mitte wuchs eine schlanke Palme, und darunter stand ein winziger Fisch, der Herr des Gartens. Plötzlich zuckte es drinnen, der Fisch stand nicht mehr unter der Palme, er war in die dunklen Lorbeerboskette am Rande entflohen. Auf dem gelben Sandwege des Gartens lag ein vergessener kleiner roter Hut mit grünen Fransen; auf einmal begann der rote Hut zu steigen, die Fransen atmeten ein und aus. Eine kleine Muschel ruderte von einer Grotte zur andern. Nein, der kleine Fisch war nicht der einzige Bewohner dieses Märchengartens, er war trüchtig von Leben.

Eine Handvoll von diesem Schlamm auf einen öden Planeten geworfen, Poupoul - und wir kommen wieder heraus, wir zwei, ganz so wie wir hier stehen, und die Zunge hängt dir genau so aus dem Maul.

Die Möven schossen aufgeregt dahin, kleine Fische im Schnabel, die Seesterne schrumpften in der Sonne und verfärbten sich und bekamen brennende Flecken, das Moosgespinnst auf den großen porösen Steinschwämmen trocknete dampfend und wurde heiß wie Asche. Der Geruch des Meeres wurde so süß und betäubend, daß er Übelkeit erregte.

Die Welle tänzelte heran, spielte zwischen den Steinen und legte sich zu meinen Füßen nieder, gehorsam wie ein Hund. Aber die nächste Welle schoß gegen meine Schuhe und zischte böse. Ich mußte zurück. Die Klippen sanken wieder langsam ins Meer hinab. Die Kaskaden begannen abermals zu rieseln. Draußen stieg ein weißer Korallenbaum auf, drehte sich und stürzte in sich zusammen. Die Woge schoß heran, wand sich zornig zwischen den Blöcken, gurgelte, zischte und leckte nach all den

trockenen Stellen. Das Meer kam zurück. Es donnerte und stürzte sich an den Klippen in die Höhe, und der Wind trieb das Spritzwasser über die Heide. Flut.

Glühend rot sank die Sonne an diesen Tagen ins Meer, immer an der gleichen Stelle.

So ging es viele Tage lang.

Klaus Mann (1906-1949)

Aus: MEPHISTO

DER PAKT MIT DEM TEUFEL

Wehe, der Himmel über diesem Lande ist finster geworden. Gott hat sein Antlitz weggewendet von diesem Lande, ein Strom von Blut und Tränen ergießt sich durch die Straßen aller seiner Städte.

Wehe, dieses Land ist beschmutzt, und niemand weiß, wann es wieder rein werden darf - durch welche Buße und durch welchen gewaltigen Beitrag zum Glück der Menschheit wird es sich entschuldigen können von so riesiger Schande? Mit dem Blut und den Tränen spritzt der Dreck von allen Straßen aller seiner Städte. Was schön gewesen ist, wurde besudelt, was wahr gewesen ist, wurde niedergeschrien von der Lüge.

Die dreckige Lüge maß sich die Macht an in diesem Lande. Sie brüllt in den Versammlungssälen aus den Lautsprechern, aus den Spalten der Zeitungen, von der Filmleinwand. Sie reißt das Maul auf, und aus ihrem Rachen kommt ein Gestank wie von Eiter und Pestilenz: der vertreibt viele Menschen aus diesem Lande, wenn sie aber gezwungen sind zu bleiben, dann ist das Land ein Gefängnis für sie geworden - ein Kerker, in dem es stinkt.

Wehe, die apokalyptischen Reiter sind unterwegs, hier haben sie sich niedergelassen und aufgerichtet ein gräßliches Regiment. Von hier aus wollen sie die Welt erobern: denn dahin geht ihre Absicht. Sie wollen herrschen über die Länder und über die Meer auch. Überall soll ihre Mißgestalt verehrt und angebetet werden. Ihre Häßlichkeit soll bewundert sein als die neue Schönheit. Wo man heute noch über sie lacht, soll man morgen vor ihnen auf dem Bauche liegen. Sie sind entschlossen, die Welt anzufallen mit ihrem Kriege, um sie dann demütigen und verderben zu können - so wie sie heute schon das Land, das sie beherrschen, demütigen und verderben: Unser Vaterland, über dem der Himmel finster geworden ist und von dem Gott sein Antlitz zürnend weggewendet hat. Es ist Nacht in unserem Vaterlande. Die schlechten Herren reisen durch seine Gaue... in großen Automobilen, in Flugzeugen oder in Extrazügen. Sie reisen eifrig umher. Auf allen Marktplätzen plappern sie ihren Schwindel. An jedem Orte, wo sie oder ihre niedrigen Helfer erscheinen, erlischt das Licht der Vernunft, und es wird finster.

Heinrich Böll (1917-1985)

MEIN TEUERES BEIN

Sie haben mir jetzt eine Chance gegeben. Sie haben mir eine Karte geschrieben, ich soll zum Amt kommen, und ich bin zum Amt gegangen. Auf dem Amt waren sie sehr nett. Sie nahmen meine Karteikarte und sagten: „Hm.“ Ich sagte auch: „Hm“.

„Welches Bein“ fragte der Beamte.

„Rechts“.

„Ganz?“

„Ganz“.

„Hm“, machte er wieder. Dann durchsuchte er verschiedene Zettel. Ich durfte mich setzen.

Endlich fand der Mann einen Zettel, der ihm der richtige zu sein schien. Er sagte: „Ich denke, hier ist etwas für Sie. Eine nette Sache. Sie können dabei sitzen. Schuhputzer in einer Bedürfnisanstalt auf dem Platz der Republik. Wie wäre das?“

„Ich kann nicht Schuhe putzen: ich bin immer schon aufgefallen wegen schlechten Schuhputzens“.

„Das können Sie lernen“, sagte er. „Man kann alles lernen. Ein Deutscher kann alles. Sie können, wenn Sie wollen, einen kostenlosen Kursus mitmachen“.

„Hm“, machte ich.

„Also gut?“

„Nein“, sagte ich, „ich will nicht. Ich will eine höhere Rente haben“.

„Sie sind verrückt“, sagte er sehr freundlich und milde.

Ich bin nicht verrückt, kein Mensch kann mir mein Bein ersetzen, ich darf nicht einmal mehr Zigaretten verkaufen, sie machen jetzt schon Schwierigkeiten“.

Der Mann lehnte sich weit in seinen Stuhl zurück und schöpfte eine Menge Atem. „Mein lieber Freund“, legte er los: Ihr Bein ist ein verflucht teures Bein. Ich sehe, daß Sie neunundzwanzig Jahre sind, von Herzen gesund, überhaupt vollkommen gesund, bis auf das Bein. Sie werden siebzig Jahre alt. Rechnen Sie sich bitte aus, monatlich siebzig Mark, zwölfmal im Jahr, also einundvierzig mal zwölf mal siebzig. Rechnen Sie das bitte aus, ohne die Zinsen, und denken Sie doch nicht, daß Ihr Bein das einzige Bein ist. Sie sind auch nicht der einzige, der wahrscheinlich lange leben wird. Und dann Rente erhöhen! Entschuldigen Sie, aber Sie sind verrückt“.

„Mein Herr“, sagte ich, lehnte mich nun gleichfalls zurück und schöpfte eine Menge Atem, „ich denke, daß Sie mein Bein stark unterschätzen. Mein Bein ist viel teurer, es ist ein sehr teures Bein. Ich bin nämlich nicht nur von Herzen, sondern leider auch im Kopf vollkommen gesund. Passen Sie mal auf“.

„Meine Zeit ist sehr kurz“.

„Passen Sie auf!“ sagte ich. „Mein Bein hat nämlich einer Menge von Leuten das Leben gerettet, die heute eine nette Rente beziehen.“

Die Sache war damals so: Ich lag ganz allein irgendwo vorne und sollte aufpassen, wenn sie kämen, damit die anderen zur richtigen Zeit stiftengehen konnten. Die Stäbe hinten waren am Packen und wollten nicht zu früh, aber auch nicht zu spät stiftengehen. Erst waren wir zwei, aber den haben sie totgeschossen, der kostet nichts mehr. Er war zwar verheiratet, aber seine Frau ist gesund und kann arbeiten. Sie brauchen keine Angst zu haben. Der war also furchtbar billig. Er war erst vier Wochen Soldat und hat nichts gekostet als eine Postkarte und ein bißchen Kommißbrot. Das war einmal ein braver Soldat, der hat sich wenigstens richtig totschießen lassen. Nun lag ich aber da allein und hatte Angst, und es war kalt, und ich wollte auch stiftengehen, ja, ich wollte gerade stiftengehen, da...“

„Meine Zeit ist sehr kurz“, sagte der Mann und fing an, nach seinem Bleistift zu suchen.

„Nein, hören Sie zu“, sagte ich, „jetzt wird es erst interessant. Gerade als ich stiftengehen wollte, kam die Sache mit dem Bein. Und weil ich ja doch liegenbleiben mußte, dachte ich, jetzt kannst du's auch durchgeben, und ich hab's durchgegeben, und sie hauten alle ab, schön der Reihe nach, erst die Division, dann das Regiment, dann das Bataillon, und so weiter, immer hübsch der Reihe nach. Eine dumme Geschichte, sie vergaßen nämlich, mich mitzunehmen, verstehen Sie! Sie hatten's so eilig. Wirklich eine dumme Geschichte, denn hätte ich das Bein nicht verloren, wären sie alle tot, der General, oder Oberst, der Major, immer schön der Reihe nach, und Sie brauchten ihnen keine Rente zu zahlen. Nun rechnen Sie mal aus, was mein Bein kostet. Der General ist zweiundfünfzig, der Oberst anchtundvierzig und der Major fünfzig, alle kerngesund, von Herzen und im Kopf, und sie werden bei ihrer militärischen Lebensweise mindestens achtzig, wie Hindenburg. Bitte rechnen Sie jetzt aus: einhundertsechzig mal zwölf mal dreißig, sagen wir ruhig durchschnittlich dreißig, nicht wahr? Mein Bein ist ein wahnsinnig teures Bein geworden, eines der teuersten Beine, die ich mir denken kann, verstehen Sie?“

„Sie sind doch verrückt“, sagte der Mann.

„Nein“, erwiderte ich, „ich bin nicht verrückt. Leider bin ich von Herzen ebenso gesund wie im Kopf, und es ist schade, daß ich nicht auch zwei Minuten, bevor das mit dem Bein kam, totgeschossen wurde. Wir hätten viel Geld gespart“.

Nehmen Sie die Stelle an?“ fragte der Mann.

„Nein“, sagte ich und ging.

DER ZUG WAR PÜNKTLICH

„Das Komische ist“, sagt der Unrasierte plötzlich mit rauher Stimme, „das Komische ist, daß ich doch Urlaub habe. Urlaub bis nächsten Mittwoch, eine ganze Woche. Aber ich bin abgehauen. Meine Frau ist... meine Frau“, er würgt an etwas Schrecklichem zwischen Schluchzen und Wut. „Meine Frau“, sagt er, „ist nämlich fremdgegangen. „Ja“, er lacht plötzlich laut, „ja, sie ist fremdgegangen, Kumpel. Komisch, da ist man durch Europa gezogen, hat da bei einer Französin gepennt und da mit einer Rumänin gehurt und ist in Kiew hinter den Russinnen hergerannt; und wenn man in Urlaub fuhr und hatte Aufenthalt, da irgendwo in Warchau oder in Krakau, da konntest du den schönen Polinnen auch nicht widerstehen. Es war unmöglich... und... und... und...“, wieder würgt er dieses fürchterliche Gebilde zwischen Schluchzen und Wut hinunter wie Gewölle, „und da kommst du also nach Hause, ganz unverhofft natürlich, nach fünfzehn Monaten, da liegt ein Kerl auf deiner Couch, ein Kerl, ein Russe, ja, ein Russe liegt auf deiner Couch, das Grammophon spielt Tango, und deine Frau hockt in einem roten Pyjama am Tisch und mixt etwas... ja, so war es, genau so. Ich hab ja Schnaps und Liköre genug geschickt... aus Frankreich, aus Ungarn, aus Rußland. Dem Kerl rutscht vor Schrecken die Zigarette in den Schlund, und die Frau schreit wie ein Tier... ich sage dir, wie ein Tier!“ Ein Schauer geht über seine massigen Schultern. „Wie ein Tier“, sag ich dir, „mehr weiß ich nicht“. Aber blickt erschreckt zurück, nur einen einzigen kurzen Blick. Aber der Blonde kann nichts hören. Er sitzt ruhig da, ganz ruhig, fast gemütlich, und schmiert aus einem sehr sauberen Schraubglas knallrote Marmelade auf weißes Brot. Sehr sauber und ruhig schmiert er und beißt wie ein Bürokrat, fast wie ein Oberinspektor. Vielleicht ist der Blonde Inspektor. Der Unrasierte schweigt, und es schüttelt ihn etwas. Seine Worte kann niemand gehört haben. Der Zug hat sie weggerissen... sie sind fortgeflogen, unhörbar weggeflogen mit dem Luftzug... sie sind vielleicht zurückgeflogen nach Dresden... nach Radebeul... wo die kleine Fliege hockt und wo das Mädchen mit dem gelben Kleid auf sein Fahrrad gestützt steht... immer noch... immer noch.

„Ja“, sagt der Unrasierte, er spricht schnell, fast amtlich, als wolle er eine angefangene Spule schnell abhaspeln. „Ich bin abgehauen, einfach abgehauen. Ich hatte mir unterwegs die Arbeitshose angezogen, weil ich doch meine neue schwarze Panzerhose mit der Bügelfalte schonen wollte für den Urlaub.

„Ich hab mich auf meine Frau gefreut gehabt... wahnsinnig gefreut... nicht nur auf... nicht nur auf das. Nein, nein!“ Er schreit: „Das ist etwas ganz anderes, worauf man sich freut. Das ist doch zu Hause, das ist doch deine Frau, Mensch. Das ist doch nichts, was man mit den andern Weibern macht, das vergißt du nach einer

Stunde wieder... und nun, nun sitzt da ein Russe, ein langer Kerl, soviel hab ich gesehen, und wie der dalag und rauchte, so faul können wir gar nicht daliegen und rauchen... wir können nirgendwo in der Welt so faul liegen und rauchen. Und auch an seiner Nase hab ich gesehen, daß er ein Russe war... man sieht's ja an der Nase...“

Ich muß mehr beten, denkt Andreas, ich habe seit der Abfahrt von zu Hause kaum noch gebetet. Der Unrasierte schweigt wieder und blickt in die sanfte Landschaft, in der die Sonne jetzt wie ein goldener Schimmer liegt. Der Blonde sitzt immer noch, er trinkt aus einer Flasche Kaffee und ißt jetzt Weißbrot mit Butter, die Butter ist in einer nagelneuen Butterdose; er ißt sehr planmäßig, sehr sauber. Ich muß mehr beten, denkt Andreas, und eben will er anfangen, da beginnt der Unrasierte wieder. „Ja, ich bin abgehauen, Mensch, in den nächsten Zug und alles wieder mitgenommen. Schnaps und Fleisch und Geld, Mensch, wieviel Geld hatte ich mitgebracht, doch alles für sie, Mensch, wofür habe ich denn immer alles geschleppt, nur für sie. Wenn ich nur Schnaps hätte, jetzt Schnaps... woher jetzt Schnaps kriegen, ich hab schon hin und her überlegt, hier sind sie ja bescheuert, hier kennen sie keinen Schwarzmarkt...“

Wolfgang Borchert (1921-1947)

DIE KRÄHEN FLIEGEN ABENDS NACH HAUSE

Sie hocken auf dem steinkalten Brückengeländer und am violettstinkenden Kanal entlang auf dem frostharten Metallgitter. Sie hocken auf ausgeleierte muldigen Kellertreppen. Am Straßenrand bei Stanniolpapier und Herbstlaub und auf den sündigen Bänken des Parks. Sie hocken an türlose Häuserwände gelehnt, hingeschrägt, und auf den fernwehvollen Mauern und Molen der Kais. Sie hocken im Verlorenen, krähengesichtig, grauschwarz übertrauert und heisergekrächzt. Sie hocken und alle Verlassenheiten hängen an ihnen herunter wie lahmes loses zerzaustes Gefieder. Herzverlassenheiten, Mädchenverlassenheiten, Sternverlassenheiten.

Sie hocken im Gedämmer und Gediese der Häuserschatten, totwegscheu, teerdunkel und pflastermüde. Sie hocken dünnsohlig und graugestaubt im Frühdunst des Weltnachmittags, verspätet, ins Einerlei verträumt. Sie hocken über dem Bodenlosen, abgrundverstrickt und schlafschwankend vor Hunger und Heimweh.

Krähengesichtig (wie auch anders?) hocken sie, hocken, hocken und hocken. Wer? Die Krähen? Vielleicht auch die Krähen. Aber die Menschen vor allem, die Menschen.

Rotblond macht die Sonne um sechs Uhr das Großstadtgewölke aus Qualm und Gerauch. Und die Häuser werden samtblau und weichkantig im milden Vorabendgeleuchte.

Aber die Krähengesichtigen hocken weißhäutig und blaßgefroren in ihren Ausweglosigkeiten, in ihren unentrinnbaren Menschlichkeiten, tief in die buntflickigen Jacken verkrochen.

Einer hockte noch von gestern her am Kai, roch sich voll Hafengeruch und kugelte zerbröckeltes Gemäuer ins Wasser. Seine Augenbrauen hingen mutlos, aber mit unbegreiflichem Humor wie Sofafransen auf der Stirn. Und dann kam ein Junger dazu, die Arme ellbogentief in den Hosen, den Jakkenkragen hochgeklappt um den mageren Hals. Der Ältere sah nicht auf, er sah neben sich die trostlosen Schnauzen von einem Paar Halbschuhen und vom Wasser hoch zitterte ein wellenverschaukeltes Zerrbild von einer traurigen Männergestalt ihn an. Da wußte er, daß Timm wieder da war.

Na, Timm, sagte er, da bist du ja wieder. Schon vorbei? Timm sagte nichts. Er hockte sich neben dem andern auf die Kaimauer und hielt die langen Hände um den Hals. Ihn fror.

Ihr Bett war wohl nicht breit genug, wie? fing der andere sachte wieder an nach vielen Minuten.

Bett! Bett! Sagte Timm wütend, ich liebe sie doch.

Natürlich liebst du sie. Aber heute abend hat sie dich wieder vor die Tür gestellt. War also nichts mit dem Nachtquartier. Du bist sicher nicht sauber genug, Timm. So ein Nachtbesuch muß sauber sein. Mit Liebe allein geht das nicht immer. Na ja, du bist ja sowieso kein Bett mehr gewohnt. Dann bleib man lieber hier. Oder liebst du sie noch, was?

Timm rieb seine langen Hände am Hals rutschte tief in seinen Jackenkragen. Geld will sie, sagte er später, oder Seidenstrümpfe. Dann hätte ich bleiben können.

Oh, du liebst sie also noch, sagte der Alte, ja, aber wenn man kein Geld hat!

Wolfgang Borchert

DIE KEGELBAHN

Zwei Männer hatten ein Loch in die Erde gemacht. Es war geräumig und beinahe gemütlich. Wie ein Grab. Man hielt es aus.

Vor sich hatten sie ein Gewehr. Das hatte einer erfunden, damit man damit auf Menschen schießen konnte. Meistens kannte man die Menschen gar nicht. Man verstand nicht mal ihre Sprache. Und sie hatten einem nichts getan. Aber man mußte mit dem Gewehr auf sie schießen. Das hatte einer befohlen. Und damit man recht viele von ihnen erschießen konnte, hatte einer erfunden, daß das Gewehr mehr als sechzigmal in der Minute schoß. Dafür war er belohnt worden.

Etwas weiter von den beiden Männern war ein anderes Loch. Da guckte ein Kopf raus, der einem Menschen gehörte. Er hatte eine Nase, die Parfüm riechen

konnte. Augen, die eine Stadt oder eine Blume sehen konnten. Er hatte einen Mund, mit dem konnte er Brot essen und Inge sagen oder Mutter. Diesen Kopf sahen die beiden Männer, denen man das Gewehr gegeben hatte.

Schieß, sagte der eine.

Der schoß.

Da war der Kopf kaputt. Er konnte nicht mehr Parfüm riechen, keine Stadt mehr sehen und nicht mehr Inge sagen. Nie mehr.

Die beiden Männer waren viele Monate in dem Loch. Sie machten viele Köpfe kaputt. Und die gehörten immer Menschen, die sie gar nicht kannten. Die ihnen nichts getan hatten und die sie nicht mal verstanden. Aber einer hatte das Gewehr erfunden, das mehr als sechzigmal schoß in der Minute. Und einer hatte es befohlen.

Allmählich hatten die beiden Männer so viele Köpfe kaputt gemacht, daß man einen großen Berg daraus machen konnte. Und wenn die beiden Männer schliefen, fing die Köpfe an zu rollen. Wie auf einer Kegelbahn mit leisem Donner. Davon wachten die beiden Männer auf.

Aber man hat es doch befohlen, flüsterte der eine.

Aber wir haben es getan, schrie der andere.

Aber es war furchtbar, stöhnte der eine.

Aber manchmal hat es auch Spaß gemacht, lachte der andere.

Nein, schrie der Flüsternde.

Doch, flüsterte der andere, manchmal hat es Spaß gemacht. Das ist es ja. Richtig Spaß.

Stunden saßen sie in der Nacht. Sie schliefen nicht. Dann sagte der eine: Aber Gott hat uns so gemacht.

Aber Gott hat eine Entschuldigung, sagte der andere, es gibt ihn nicht.

Es gibt ihn nicht? fragte der erste.

Das ist seine einzige Entschuldigung, antwortete der zweite.

Aber uns - uns gibt es, flüsterte der erste.

Ja, uns gibt es, flüsterte der andere.

Die beiden Männer, denen man befohlen hatte, recht viele Köpfe kaputt zu machen, schliefen nicht in der Nacht. Denn die Köpfe machten leisen Donner.

Dann sagte der eine: Und wir sitzen nun damit an.

Ja, sagte der andere, wir sitzen nun damit an.

Da rief einer: Fertigmachen. Es geht wieder los.

Die beiden Männer standen auf und nahmen das Gewehr.

Und immer, wenn sie einen Menschen sahen, schossen sie auf ihn. Und immer war das ein Mensch, den sie gar nicht kannten. Und der ihnen nichts getan hatte. Aber sie schossen auf ihn. Dazu hatte einer das Gewehr erfunden. Er war dafür belohnt worden.

Und einer - einer hatte es befohlen.

Wolfgang Borchert

SIE HABEN UNS VERRATEN (1947)

Sie haben uns verraten. So furchtbar verraten. Wie wir noch ganz klein waren, da haben sie Krieg gemacht. Und als wir größer waren, da haben sie vom Krieg erzählt. Begeistert. Immer waren sie begeistert. Und als wir dann noch größer waren, da haben sie sich auch für uns einen Krieg ausgedacht. Und da haben sie uns dann hingeschickt. Und sie waren begeistert. Immer waren sie begeistert. Und keiner hat uns gesagt, wo wir hingingen. Keiner hat uns gesagt, ihr geht in die Hölle. O nein, keiner. Sie haben Marschmusik gemacht und Langemarckfeiern. Und Kriegsberichte und Aufmarschpläne. Und Heldengesänge und Blutorden. So begeistert waren sie. Und dann war der Krieg endlich da. Und dann haben sie uns hingeschickt. Und sie haben uns nichts gesagt. Nur - Macht's gut, Jungens! Haben sie gesagt, Macht's gut, Jungens! So haben sie uns verraten. So furchtbar verraten. Und jetzt sitzen sie hinter ihren Türen. Herr Studienrat, Herr Direktor, Herr Gerichtsrat, Herr Oberarzt. Jetzt hat uns keiner hingeschickt. Nein, keiner. Alle sitzen sie jetzt hinter ihren Türen. Und ihre Tür haben sie fest zu. Und wir stehen draußen. Und von ihren Kathedern und von ihren Sesseln zeigen sie mit dem Finger auf uns. So haben sie uns verraten. So furchtbar verraten. Und jetzt gehen sie an ihrem Mord vorbei, einfach vorbei. Sie gehn an ihrem Mord vorbei.

Siegfried Lenz (1926)

SO WAR ES MIT DEM ZIRKUS

Wie der Zirkus mit vollem Namen hieß, daran kann ich mich nicht mehr genau erinnern, aber er muß so ähnlich geheißen haben wie „Anita Schiebukats Wanderbühne“. War natürlich ein Ereignis ersten Ranges, dieser Zirkus, was man schon daraus entnehmen kann, daß es schulfrei gab für die Suleyker Jugend, daß die Arbeit auf den Feldern ruhte und in keinem Häuschen von etwas anderem gesprochen wurde als von ihm, dem Zirkus. Dabei war er gar nicht mal so groß; zumindest fand er Platz auf der Feuerwehriese, baute sich da ein Zeltchen und stellte seine Wagen hübsch in der Nähe auf.

Alles ging schnell und lautlos, und ehe sich die Suleyker Gesellschaft versah, war sie schon von Anita Schiebukats Wanderbühne gebeten, die erste Vorstellung zu besuchen. Eine Kapelle spielte werbende Weisen, ein alter Elefant wurde herumgeführt, vielsagende Geräusche lagen in der Luft - das Zeltchen füllte sich alsbald. Man brachte sich Eingemachtes mit, Salzgurken, Pellkartoffeln, geräucherte Fische, man begrüßte einander, promenierte ein Weilchen auf der Wiese und betrat dann, in plaudernden Gruppen, den Ort der Veranstaltung.

So. Und dann begrüßte Anita Schiebukat, ein kräftiges, wohlgenährtes Weibchen, die Gesellschaft höchstpersönlich, fand annehmbare Schmeicheleien, diese Person, ließ sich beklatschen und verschwand. Aber bevor sie verschwand, rief sie noch: „Es ist“, rief sie, „eröffnet“, und in selbigem Augenblick ging es los.

Da erschien also zunächst ein finsterer, halbnackter Mensch in der Arena, blieb stehen, glubschte düster nach allen Seiten, reckte sich und öffnete ein Kästchen. Was in dem Kästchen drin war? Was wird schon drin gewesen sein - Messer: lang, scharf und, wie man zugeben wird, gefährlich.

Aber was tat dieser halbnackte, drohende Sonderling: er nahm sich die Messer, eins, zwei, drei, fünf Messer, rief mit einer schrillen Stimme die Anita Schiebukat, und wahrhaftig, das wohlgenährte Weibchen stellte sich mit dem Rücken gegen eine Bretterwand. Aber nun passierte es: dieser Mensch schmiß seine Messer nach Anita Schiebukat, alle fünf sausten ins Holz, aber getroffen, gottlob, hat keines.

Die Suleyker Gesellschaft stöhnte vor Entsetzen, verbarg das Gesicht hinter den Händen, wimmerte, und gelegentlich waren auch kleine Angstrufe zu hören.

Damit nicht genug. Dieser halbnackte, schwitzende Mensch zog die Messer aus dem Holz heraus, trat ein paar Schritchen zurück und begann, die scharfen Dinger wieder nach dem Weibchen zu schleudern, so unart wie möglich.

Na, da erwachte endlich bei einigen Suleyker Herren der Sinn für das, was erlaubt ist. Und am vollkommensten erwachte er bei dem riesigen Flußfischer Valtentin Zopek. Der stand einfach auf von seinem Bänkchen, trat in die Arena, ging seelenruhig zu dem Menschen mit den Messern hin und sagte: „Dies Frauchen“, sagte er, „hat so freundliche Worte gefunden zur Begrüßung. Warum schmeißt du sie, hol`s der Teufel, mit Messern? Noch ein Messer, sag` ich, und du bekommst es mit mir zu tun. Bei uns wird nicht mit Messern auf Menschen geworfen. Hab` ich richtig gesprochen“?

„Richtig“, murmelte die Seleyker Gesellschaft.

Anita Schiebukat kam schweratmig herbei, erkundigte sich rasch, erfaßte die Lage zur Genüge und gebot dem halbnackten Menschen, nach hinten zu gehen, - was er auch, begleitet vom Murren der Gesellschaft, tat. Er hätte nicht so mir nichts dir nichts verschwinden können, wenn Anita Schiebukat nicht bereits wieder ein sorgloses Lächeln verströmt hätte, womit sie jedermann beruhigte.

Mit demselben Lächeln kündigte sie sodann ein verschmitztes buckliges Herrchen an, das, in Frack und Zylinder, in die Arena hüpfte, Kußhände in die Gesellschaft warf und auf Beifall wartete, bevor es überhaupt etwas gezeigt hatte. Plötzlich aber, ehe ihm jemand folgen konnte, griff dieser Bucklige schnell in die Suleyker Luft, und was er in der Hand hielt: es war ein mild duftender Fliederstrauß. Übermäßige Laute des Staunens erklangen im Zeltchen, man warf ihm in spontaner Begeisterung Salzgurken zu, die er geschickt auffing, auch Heringe flogen ihm zu, ganz zu schweigen von Herzen. Er sammelte alles ruhig ein.

Siegfried Lenz

EIN ANGENEHMES BEGRÄBNIS

Es starb, auf einer kleinen Reise im Polnischen - es war genau an dem trauten Marktflücken Wzscinsk am Flusse Narew -, mein Tantchen Arafa. War ein schwerer, fülliger Mensch, mein Tantchen, hatte mächtige Schultern und rötliche Kapitänshände, und außerdem war sie ungemein kräftig und gewohnt zu befehlen. Sie hatte, während der ganzen Reise, noch keine Anzeichen davon gegeben, daß sie zu sterben beabsichtigte - im Gegenteil: sie machte, dann und wann, ein paar grollende Scherze, daß ständig mehr als meine beiden Vettern Urmoneit die sie begleiteten, zusammen und versetzte beinahe jeden Wirt, mit dem sie verhandelte, in flatternden Aufruhr.

Das Tantchen: es starb mit einem Fluch auf den Lippen, lag gerade hinten in der Kutsche, als es geschah, während die Vettern, scheu und ahnungslos, vorn auf dem Bock saßen. Sie wunderten sich nicht einmal, daß es still wurde hinter ihrem Rücken, daß keine grollenden Scherze mehr erfolgten, keine Befehle - wußten rein nichts von dem Unglück, die beiden. Na, aber dann mußten sie ja mal anhalten, weil die Pferde Wasser brauchten, und als sie dem Tantchen herabhelfen wollten, damit es sich die Beine vertreten könnte, schlenkerten ihnen die rötlichen Kapitänshände entgegen, schlapp, ganz schlapp, und zudem war Tantchens Gesicht dermaßen friedlich, daß die Vettern, wie es jedem anderen auch ergangen wäre, mißtrauisch zu werden begannen.

Sie gingen daran, sich zunächst nach allen Regeln der Kunst zu versichern: beklopften das Tantchen, lauschten in es hinein, hielten ihm ein weiches Kükenfederchen unter die Nase, murmelten Sprüche, massierten es - aber das Tantchen tat, was Tote so zu tun pflegen: es interessierte sich einfach für nichts. Worauf denn Bogdan, einer der Vettern, so sprach: „Ich rieche“, sprach er, „Lunte. Wir sind, wie man sich erinnert, abgefahren mit einem Tantchen, das Ton und Laut gab. Dies Tantchen, bitte sehr, gibt keinen Ton mehr. Es ist sozusagen verschieden“. - „Verschieden“, sagte der andere, „ist das Tantchen schon. Aber in der Kutsche, mein Gottchen, sitzt es noch immer. Und es ist, wie die Dinge stehen, zu fürchten, daß unser Tantchen von allein die Kutsche nicht wird verlassen“,

„Wir werden es“, sprach Bogdan, „melden. Vielleicht bei der Polizei?“

„Nein“, rief der andere schnell und hob, in erschreckter Abwehr gegen diesen Gedanken, die Hände. „Wenn wir es melden: man wird untersuchen das Tantchen, man wird auch uns untersuchen, sogar verdächtigen, und wie die Gesetze betreffs einer Leiche in Polen liegen, kann es Winter werden, bis wir mit dem Tantchen nach Hause kommen“.

„Dem Tantchen, mein' ich, sprach Bogdan, „wär' das doch egal“. - „Aber uns

nicht“, sagte der andere Urmoneit. „Schau doch, ich bitt dich, das Tantchen mal an. Sieht es nicht aus wie im Schlummer? Also werden wir losfahren, und wenn einer sich untersteht zu fragen, werden wir um Ruhe bitten für eine schlummende Dame“.

So tränkten meine Vettern Urmoneit die Pferde und rollten gemächlich zur Grenze. Richteten es natürlich so ein, daß sie nachts vor dem Schlagbaum hielten, und da geschah folgendes: Bogdan, in leichtfüßigem Entschluß, sprang nach hinten zum Tantchen, umsteckte es mit Kissen, plusterte alles ordentlich auf, und als es fertig war, kam auch schon der Posten heraus. War ein schmächtiger, lederhäufiger Mensch, dieser Posten, beäugte die Vettern, beäugte die Kutsche und die Pferde, schnüffelte vor Langeweile alles durch. Na, und dann sah er das Tantchen, kletterte gleich zu ihr rauf und sagte so: „Wer ist“, sagte er, „bitte schön, dies tote Madamchen?“ Worauf die Vettern, in diskretem Chor, antworteten: „Es ist Arafa Gutz, unser Tantchen ersten Grades“.

„Erster Grad, zweiter Grad“, sagte der Posten, „aber warum, hol’s der Teufel, gibt sie keinen Ton?“

„Weil sie, Ehrenwort, schlummert. Und vielleicht dürfen wir, Pan Kapitän, um Ruhe bitten für eine schlummernde Dame“.

„Gut“, sagte der Posten, „alles genehmigt, aber wer garantiert mir, daß euer Tantchen ersten Grades nicht beispielsweise verschieden ist?“

„Wenn sie“, sagten die Vettern, „verschieden wäre, könnte sie nicht schlummern, und unser Tantchen schlummert“.

Der Posten überlegte, und da ihm die Logik zusagte, ließ er die Kutsche passieren.

Erwin Strittmatter (1912)

9. Dezember 1969

HILFLOS

Ich weiß nicht, wie ich mich an das, was ich hier sichtbar zu machen gedenke, heranpirschen werde. Und doch soll es gesagt sein, spüre ich.

Da war die Schülerzeit. Ich hatte die lateinischen Vokabeln nicht gelernt, weil mir die Beschäftigung mit dem Leben wichtiger erschien als die Beschäftigung mit einer toten Sprache. Ich verschob das Vokabelnlernen auf den Abend, aber am Abend kehrten (glücklicherweise!) Freunde, junge Bergarbeiter und Glasmacher, ein, für die Latein eine Apothekersprache war.

Wenn die Freunde gingen, war ich müde. Ich legte mir das Lateinbuch unter das Kopfkissen, stellte das Weckerrad der altertümlichen Bauernuhr auf drei Uhr nachts, weil ich gelesen hatte, daß man mit ausgeruhtem Geist doppelt so schnell wie gewöhnlich lerne.

Wenn der Wecker rasselte, zog ich das Lateinbuch unterm Kopfkissen hervor und überflog die Vokabeln. Auch da hatte ich die Ausrede für mich, das Hirn würde, nachdem ich die Vokabeln nur einzeln überlesen hatte, sie sich einprägen, wenn ich weiterschliefe. Manchmal schlief ich schon während des Überlesens wieder ein.

Um fünf Uhr weckte mich zur Sicherheit der Großvater und fand mich oft eingeschlafen überm Buch. Ich aber gaukelte mir vor, ich könnte ja unterwegs auf dem Schulwege vom Fahrrad steigen und ins Lateinbuch sehen. Ich benötigte eine Stunde Fahrzeit bis in die Kreisstadt. Doch unterwegs interessierten mich meistens ganz andere Dinge. Der Sonnenaufgang etwa oder der Gesang und das Verhalten der Singvögel.

Dann war mein Trost, ich würde sehr zeitig vor der Schule eintreffen, wenn der Hausmeister aufschlösse, wäre ich der erste im Schulhaus und fände im noch stillen Klassenzimmer Ruhe und Zeit, mir die Vokabeln einzuprägen. Aber gewöhnlich blieb ich nicht lange ungestört. Die ersten Mitschüler erschienen und begannen irgendein Gespräch. Sodann waren mein Trost die Pausen vor der Lateinstunde. Und zuletzt blieb mir als Trost nur noch die Zeit zwischen dem Platzeinnehmen und dem Erscheinen des Lateinlehrers. Das war eigentlich die ungestörteste Minute oder Halbminute, denn dann überflogen fast alle Mitschüler noch einmal die Vokabeln. Wenn der Lateinlehrer aber bereits nach einer Viertelminute ins Klassenzimmer stürmte, blieb mir nur noch der Trost und die Hoffnung, daß ich nicht an die Reihe kommen würde, und als ich doch an die Reihe kam und eine Vier erhielt, tröstete ich mich damit, daß ich mein Leben und meine Lernmethode konsequent ändern würde. Doch es gelang mir nicht, den Vorsatz einzuhalten, und so erhielt ich meine Vier in Latein im Zeugnis und ging unter dramatischen Umständen von der Schule ab und tröstete mich mit der Vorstellung, daß ich schon ein mannbarer Bäcker Geselle sein würde, wenn meine Schulkameraden dem Abitur entgegenschwitzen.

Nun wird vielleicht schon sichtbarer, was ich mit dem, was ich hier niederschrieb, verdeutlichen wollte - die Hilflosigkeit, in der man sich befindet, wenn das Leben einen auf den Weg lockt, auf den es einen haben will. Aber in diesen Bereichen lebt man nur von Vermutungen, es ist dort noch alles dunkel, es ist dort alles noch unerforscht

Erwin Strittmatter

MATHEMATIK EINER KLEINEN KIEFER

Der Wald lag umher, als schlief er, aber es war meine Aufmerksamkeit, die schlief. Sie hatte sich nach innen gekehrt und knabberte an Problemen wie ein Eichhörnchen an Nüssen: Noch gestern hockte mein junger Schnauzerrüde sich

auf den Weg, wenn er Wasser ließ, aber soeben sah ich, wie er sich an einen Baum stellte und ein Hinterbein hob. Wurde er mündig heute nacht?

Freilich kein Weltproblem, an dem meine Aufmerksamkeit knabberte, aber doch ein Problem. Ich saß ab, ließ die Stute grasen und stellte mich an den Rand der Schonung. Sobald ich verharre, bewegt sich der Wald mit seinen Tieren, und ich erfahre etwas, was wert ist, in mein Reitermerkheft geschrieben zu werden. Das Merkheft trage ich in einer besonderen Tasche meines Anoraks, um es zu jeder Zeit, sozusagen auch im Galopp, griffbereit zu haben. Aber an jenem Tage knispelte nicht eine Maus, und die Haubenmeisen schienen auf Weihnachtsbesuch in die Stadt geflogen zu sein; kein Specht klopfte, und weit und breit plusterte sich keine Krähe.

Hermann, der Waldarbeiter, fuhr auf seinem Motorrad vorüber und lächelte, und auch der Förster fuhr vorbei und nickte, und wie immer bedeckte die blankgeputzte Motorradbrille seine Augen vorschriftsmäßig, obwohl er im Wald kaum schneller fährt als ein flotter Radfahrer.

Nein, das alles war nichts für mein Merkheft, auch die Heidekraut knabbernde Stute nicht. Es schien, als sollte ich an diesem schneelosen Wintertag ohne NOTIZBUCHBEUTE nach Hause reiten müssen.

Ich rief die Stute heran, und als ich noch einmal über die Schonung hinsah, machte sich eine schöngewachsene Jungkiefer bemerkbar: Einer ihrer Zweige bewegte sich, obwohl kein Vogel da war, der ihn bewegt haben konnte. Ich zählte die Ast-Etagen der Kiefer. Sie war zehn Jahre alt, und als ich wieder zu jenem Zweig blickte, bewegte er sich wieder. Sollte ich den kleinen Vogel, der vielleicht doch zwischen den Nadeln saß, nicht entdecken?

Beim Lauern zählte ich die Etagen dieses Astes von der Spitze zum Stamm hin, und obwohl ich in meinem Leben Tausende und aber Tausende Kiefern gesehen hatte, fiel mir erst an dieser auf, daß man auch das Alter eines beliebigen Astes ermitteln kann, wenn man die Quirle von links oder rechts zum Stamm hin zählt.

Als ich noch dabei war, mich zu wundern, gewahrte ich, daß man mit einem Zollstock ermitteln könnte, wie schön ein Mai vor drei oder fünf Jahren gewesen sei; denn die Ast-Etagen der jungen Kiefern haben ungleiche Abstände. Es gibt Astquirle, die fünfzig Zentimeter, und Astquirle, die siebzig Zentimeter voneinander entfernt sind. Fünfzig Zentimeter bedeuten also einen Mai mit wenig Wuchsdrang, und siebzig Zentimeter berichten von einem schönen Mai mit gleichmäßig verteilter Wärme und Feuchtigkeit.

Da hatte ich also was für mein Merkbuch, und mir schien, daß ich an diesem Tage ausgeritten war, um die Mathematik einer jungen Kiefer kennenzulernen. Es war, wie gesagt, ein schneeloser Mittwintertag, als die Haubenmeisen ausgewandert zu sein schienen, und als keine Krähe ein Wort sagte.

Max Frisch (1911-1991)

MEINE LAGE WIRD UNHALTBAR

Ich bin nicht Stiller! - Tag für Tag, seit meiner Einlieferung in dieses Gefängnis, das noch zu beschreiben sein wird, sage ich es, schwöre ich es und fordere Whisky, ansonst ich jede weitere Aussage verweigere. Denn ohne Whisky, ich hab's ja erfahren, bin ich nicht ich selbst, sondern neige dazu, allen möglichen guten Einflüssen zu erliegen und eine Rolle zu spielen, die ihnen so passen möchte, aber nichts mit mir zu tun hat, und da es jetzt in meiner unsinnigen Lage (sie halten mich für einen verschollenen Bürger ihres Städtchens!) einzig uns allein darum geht, mich nicht beschwatzen zu lassen und auf der Hut zu sein gegenüber allen ihren freundlichen Versuchen, mich in eine fremde Haut zu stecken...

Ich weiß, daß ich nicht der verschollene Stiller bin. Und ich bin es auch nie gewesen. Ich schwöre es, auch wenn ich nicht weiß, wer ich sonst bin. Vielleicht bin ich niemand. Und wenn sie es mir schwarz auf weiß beweisen können, daß von allen Menschen, die als geboren verbucht sind, zur Zeit nur ein einziger fehlt, nämlich Stiller, und daß ich überhaupt nicht in dieser Welt bin, wenn ich mich weigere, Stiller zu sein, so weigere ich mich doch. Warum lassen sie nicht ab! Mein Verhalten ist lächerlich, ich weiß, meine Lage wird unhaltbar. Aber ich bin nicht der Mann, den sie suchen, und diese Gewißheit, meine einzige, lasse ich nicht los.

Max Frisch

MEIN NAME IST GANTENBEIN

Wieder einmal erwacht, noch ungekämmt, aber geduscht und angekleidet, wenn noch ohne Jacke und ohne Krawatte, so ermute ich, denn die ersten Verrichtungen sind mechanisch, Ohnmacht der Gewohnheit ich weiß bloß, daß ich wieder einmal auf dem Rand des Bettes sitze, ja, wieder einmal erwacht, aber noch von Träumen umlauert, die bei genauem Hinsehen, so fürchte ich, durchhaus keine Träume sind, sondern Erinnerungen, aber nicht Erinnerung an diese Nacht, sondern Erinnerung überhaupt, Bodensatz der Erfahrung, dabei bin ich erwacht wie gesagt, sogar gewaschen und frei von Gefühl, vielleicht sogar pfeifend, ich weiß es nicht genau, unwichtig, und wenn ich in diesem Augenblick leise pfeife, dann nur, um nicht sprechen zu müssen auch nicht mit mir selbst, ich habe jetzt mir nichts zu sagen, ich muß zum Flugplatz, Herrgottnochmal, es ist höchste Zeit, so vermute ich und habe dennoch keine Eile, als wäre dies schon gewesen, lange ist's her, es wundert mich, daß kein Preßluftbohrer knattert, ich horche, Stille, es gackern auch keine Hühner, ich horche, kein Tingeltangel ist zu hören, Erinnerung, Gedampf und

Gepuffer aus einem nächtlichen Güterbahnhof, das war einmal, Pfiffe und Echo der Pfiffe, ich halte den Atem an, Stille, einen Atemzug lang reglos wie eine Skulptur, so sitze ich, Pose des Dornausziehers, aber ich ziehe keinen Dorn aus, sondern einen Schuh an, übrigens schon den zweiten ab und zu ein Liftgeräusch, aber ich bin nicht einmal sicher, ob nicht auch dieses Geräusch aus der Erinnerung kommt, Erinnerung an eine Nacht, eine andere, es stört mich nicht, ich sehe nur, daß, doch meine Krawatte noch drüben am Sessel hängt, hingegen die Uhr habe ich am Arm, ja, es ist Zeit, so vermute ich, Zeit wie immer, Zeit aufzubrechen in die Zukunft, ich bin entschlossen und rasiert, eigentlich munter, ohne es gerade zu zeigen, wieder einmal erwacht frei von Sehnsucht, frei, offenbar habe ich mich inzwischen eine Zigarette angesteckt, jedenfalls muß ich blinzeln wegen Rauch, und wenn nicht ich es bin, der da raucht, so weiß ich nicht, wer raucht ich weiß nur, wann mein Flugzeug fliegt, eine Caravelle, hoffe ich ja, das Wetter, es wird sich zeigen, sobald ich dieses Zimmer verlassen habe, nur jetzt nichts vergessen, jetzt auch keine Worte, die liegen bleiben, keine Gedanken, ich sitze auf dem Rand eines Bettes und schnüre meinen rechten Schuh, mich dünkt, seit einer Ewigkeit schon... einen Augenblick, jetzt bevor ich den Fuß auf den Teppich stelle, halte ich inne: - immer wieder, ich weiß es ja schon und doch erschrecke ich reglos, bin ich Enderlin, ich werde noch sterben als Enderlin.

Hermann Kant (1926)

KLEINE SCHACHGESCHICHTE

Die Wäscherei hatte ein paar frische Betttaken hergeliehen, die über die Tische gebreitet waren, und zwischen den Brettern standen sogar Blumen.

Die Offiziere hatten den ersten Zug; wir waren im Spiel.

Was soll ich Ihnen viel erzählen: Als alle ihre erste Partie gespielt hatten, war es Mittagszeit, und eigentlich war noch gar nichts entschieden.

Hans und unser Pastor hatten ihre Partien gewonnen. Das war schon etwas, denn immerhin waren ihre Gegner, Zander und ein Luftwaffenmajor, die eigentlichen Schachkönige des Lagers. Walter, der nie etwas riskieren wollte, hatte verloren, Willi ebenfalls. Bei dem war seine „dialektische“ Spielweise schuld. So nannte er jedenfalls seine verrückte Art, wie wild auf dem Brett herumzufuhrwerken und sich ständig in Widerspruch mit aller Vernunft und Erfahrung zu bringen. Bei seinem Gegner, einem etwas pedantisch spielenden Oberlehrer, war damit gar nichts zu holen.

Ich verlor auch. Mich würgte der Strick, den uns Hans mit seiner Angeberei um den Hals gelegt hatte. Ich sah mehr auf die Figuren der Nachbarn als auf meine eigenen, und als ich bei einem unsinnigen Opfer einen Turm gegen einen Buern eingebüßt hatte, gab ich die erste Partie des „Klassenkampfes“ verloren.

Und Florian? Florian spielte furioso. Er ging ran, er marschierte vorwärts, er griff an. Wenn sich der halbe Oberst einen älteren Herrn Kameraden gewünscht hatte, davon war nichts an Florian. Die Schmach, mit einem Stabsreptil Schach spielen zu müssen, anstatt Politik zu machen, die Wut über die Zurückwechlertaktik beflügelte seine Züge sozusagen. Florian gewann in großer Manier.

Also stand es 3: 3, als wir Pause machten.

Wir gingen nicht gerade erhobenen Hauptes zum Mittagessen, ich schon gar nicht, aber immerhin, wir waren fürs erste noch einmal davongekommen.

Als wir zurückkamen, war die Menge vor der Kulturbarracke noch größer geworden. Irgend jemand rief uns zu: „Gebt’s ihnen nur!“, und erstaunlicherweise lachte niemand.

Na schön, wir spielten jetzt Weiß, und in dem Raum war nichts zu hören als das Klappern aufgesetzter Figuren. Nur durch die geöffneten Fenster kam hin und wieder das Stimmengewirr der Wartenden.

Die Offiziere hatten inzwischen wohl gemerkt, daß der Lorbeer diesmal etwas höher hing als sonst, denn sie ließen alle Minen springen. Als das Licht eingeschaltet wurde, waren erst zwei Partien beendet; der Pastor und der Flieger hatten sich auf remis geeinigt, und der Oberlehrer hatte Willi kühl und sachlich erledigt.

1/2: 11/2 für die Offiziere.

Dann standen Hans und Hauptmann Zander auf; an der Art, wie der Hauptmann sich verbeugte und Hans die Hand schüttelte, sah ich, daß Hans uns auf 11/2: 11/2 gebbracht hatte.

Wenig später sagte Walter neben mir leise, aber mit ungeheurem Triumph „Patt!“. Er war über seinen eigenen Schatten gesprungen und hatte dem Leutnant Lauffer, einem geriebenen Fuchs, ein Unentschieden abgezwungen. 2: 2.

Ich war diesmal auf dem Wege zu gewinnen. Nur, ich hätte es nicht wissen dürfen. Aber ich wußte es, und darum verlor ich, wie das immer bei mir ist, den Kopf und bald auch den Springer, den ich meinem Gegner voraushatte. Ich konnte froh sein, wenigstens ebenfalls mit einem Unentschieden davonzukommen.

Also stand es 21/2: 21/2 in der zweiten Spielhälfte und im Gesamtkampf 51/2: 51/2.

Blieben noch Florian und der halbe Oberst.

Die beiden Alten kämpften, als ginge es um ihr Leben. Florian war sogleich wieder losgebraust, aber diesmal war der halbe Oberst auf der Hut. Er spielte, als wäre er wieder der Ia im Stab der Division und als wären die Bauern, die er vorsichtig über das Brett schob, Kompanien und Batterien. Er befestigte die Stellung um seinen König wie die letzte Festung eines langen Krieges, und seine Türme bedrohten wie schwere Mörser Florians Sturmlinien.

Florian biß sich fest. Über seinem ganzen Spiel hatte die Devise „Vorwärts, immer nur vorwärts!“ und „Angreifen muß man, angreifen und schlagen!“ gestanden

und nun lag er vor den uneinnehmbaren Wällen, die der Oberst, der jetzt durchaus ein ganzer war, errichtet hatte, und konnte nicht weiter.

Florian knirschte mit den Zähnen, aber das half ihm nicht.

Sicherlich wußte er nichts von dem Stand der übrigen Parteien, er wußte nicht, daß es von ihm abhing, ob wir verlören, gewönnen oder unentschieden spielten, er hatte ja nicht ein einziges Mal aufgesehen. Er dachte bestimmt auch nicht mehr daran, warum wir in diesen Kampf gegangen waren, warum wir gewinnen mußten.

Er sah nur noch, daß ihn dieser halbe Oberst festgenagelt hatte, dieser Junkerknopp, und daß es nicht mehr lange dauern könne, bis es aus den feindlichen Türmen blitzen und dann bei ihm vernichtend einschlagen würde.

Da begann Florian seinen Rückzug. Er tauschte die Bauern, die er nicht mehr halten konnte, gegen die des Obersten ab oder deckte sie, wo er konnte. Er manövrierte seine Offiziere Schritt für Schritt und unendlich vorsichtig zurück und brachte sie in bessere Positionen. Er gab dem Obersten, der seine große Stunde nahen fühlte und beharrlich nachrückte, keine Chance.

Aber dann, was tat er nur... ! Ein Stöhnen ging durch den Raum; wir waren alle disziplinierte Kiebitze, aber das war zuviel! Florian, der Angreifer, der Vorwärtsstürmer, der Feind aller Zurückweichler, zog einen Bauern, und jeder sah, daß seine Dame, das Kernstück seines Sturmkeils, der schon so jämmerlich zurückgeschlagen worden war, nun unweigerlich verlorengehen mußte.

Auch der Oberst sah es. Es war, als rief er „Feuer!“ in ein Telefon, das ihn mit hundert schweren Batterien verband, als er mit seinem Läufer über die Diagonale schoß.

Florian nickte und rückte wieder einen unscheinbaren Bauern.

„In drei Zügen matt“, sagte er und richtete sich etwas auf.

Wenn das vorher Ruhe gewesen war, ich weiß nicht, was es jetzt war. Es dauerte eine ganze Weile, dann stand der Oberst auf und verbeugte sich vor Florian. Er sah aus, als ginge er ein zweites Mal in Gefangenschaft.

Ich will nicht sagen, daß wir nach diesem gewonnenen Spiel plötzlich das ganze Lager voller Antifaschisten gehabt hätten, aber etwas leichter war's nun. Das kam, weil Hans zum Angriff geblasen und Florian einen Rückzug gewonnen hatte.

Spielen wir noch eine, Herr Nachbar?

Hermann Kant

KRÖNUNGSTAG

Ich saß auf dem Dach und konnte alles genau sehen: die vier verstaubten Männer in der Buchenlaube, meine Mutter und die Frau mit der Ziege, meine kleine Schwester Alida hinter dem Schattenmorellenspalier, den Festzug mit Blumen und Fahnen in der kleinen sandigen Straße und Judith, die Königin.

Die Königin stand ganz allein auf dem sauber geharkten Weg zwischen dem Steingarten und der Dahlienreihe. Sie wartete auf den König.

Ich hatte nie gewußt, daß Judith hübsch war, aber jetzt sah ich es. Gewiß, sie war so mager, wie nur Mädchen kurz vor der Konfirmation sein können, und ihre Augen waren vom Weinen gerötet, aber dennoch war sie hübsch oder sogar schön. Sicher war einiges davon dem weißen Kleid und den neuen blanken Schuhen und dem Nelkenkranz im Haar zu verdanken, aber schließlich saß der Kranz auf vollen braunen Locken, und in den zierlichen Schuhen steckten zierliche Füße, und das weiße Leinenkleid wäre nichts gewesen ohne die dünnen, aber golden schimmernden Arme und Beine Judiths. Sie stand schmal und allein auf dem Gartenweg und blickte dem König entgegen.

Die Leute im Festzug waren ruhig geworden und sahen neugierig über die Ligusterhecke in unseren Garten. Mochten sie nur! Da war jetzt alles in Ordnung. Die Blumenkästen unter den Fenstern glänzten in frischem Weiß, der Rhododendronbusch verbarg mit rosig leuchtenden Blüten die rostige Regentonne, auf dem Wege lag kein Stein mehr, niemand konnte meinen Vater und die anderen Männer oder die Frauen mit der Ziege sehen, und keiner sah den empörend strubbeligen Kopf meiner kleinen Schwester Alida hinter dem Kirschenspalier. Es war alles in Ordnung - bis auf den dünnen Faden Heu vielleicht, der in dem Heckenrosenbogen über der Pforte hing und leise im Winde schaukelte.

Aber außer mir sah das niemand. Die Blicke der Leute ruhten auf Judith, die erlöst und erwartend zugleich vor der offenen Haustür stand, und auf dem König, der aus der Kutsche geklettert war und durch den Rosenbogen unseren Garten betrat.

Er war keine fünf Minuten zu früh gekommen.

Der Tag hat wie alle anderen begonnen. Schön, wir, Kinder waren aufgeregt - für uns war dieser Tag keineswegs wie jeder andere -, aber für meine Eltern begann er, wie jeder Tag eben beginnt, wenn der Mann um sieben zur Arbeit fahren muß und im Stall ein Haufen Viehzeug nach Futter verlangt.

Denn für uns war dieser Tag ein besonderer... ein Schulfest.

Helga Schubert

TAUBE OHREN

Er sitzt an der Bar. Mit einem nackten Gesicht. Wimpern und Augenbrauen und Haare haben eine Tarnfarbe. Oder sind es nur diese hellgrauen Augen? Sie sehen umher und bleiben haften. Am übernächsten Hocker. Bei einer Frau.

Darf ich Sie von Ihrem Glas entführen, fragt er beim nächsten Tanzbeginn. Ihr Augen-make-up würde meiner Frau auch stehen, darf ich mal sehen, ich werde es

ihr empfehlen, besuchen Sie uns mal, dann können Sie sich mit ihr darüber unterhalten. Ich habe wenig Sinn für solche Einzelheiten.

Er sagt das nur, sagt er, damit von Anfang an alles klar ist. Daß er verheiratet ist. Und zwar glücklich.

Ob sie Sorgen hat, fragt er. Er kennt sich aus in solchen Geschichten, schon beruflich. Aber er kann, sagt er stolz, die Arbeit vom Privatleben trennen. Wenn er von der Arbeit nach Hause kommt, trinkt er eine Flasche Sekt Piccolo mit der Gattin. Aus dem Kühlschrank. Und wenn die eine nicht reicht, trinkt er noch eine. Man muß die Sorgen der Leute abschütteln, sagt er. Sollen die doch selber mit sich fertig werden. Er läßt sich von denen, die ihm tagtäglich in den Ohren liegen, nicht die Stimmung verderben. Man muß schon abschalten, wenn sie anfangen. Glauben Sie mir, sagt er. Sie brauchen auch einen, dem Sie alles erzählen können. Wenn man Sorgen hat, und die hat sie, das sieht er, sagt er, braucht man einen mit tauben Ohren, einen, der da ist und nichts versteht. So einer wäre er. Und er bietet sich dazu an. Am nächsten Tag zu einem Spaziergang oder noch heute in seinem Hotelzimmer. Auf dem Balkon hat er schon eine Flasche Sekt kalt gestellt. Im Winter braucht man keinen Kühlschrank. Sie will keinen mit tauben Ohren. Sie will einen mit Ohren, die hören, wie das Gras wächst.

Sie sagt nein.

Und er weiß nicht, we er das verstehen soll. Er ist doch zum Urlaub hier. Ohne die Gattin, leider. Denn sie ist gerade entbunden worden. Von ihrem zweiten Kind. Einem Mädchen.

Kurt Marti (1921)

NEAPEL SEHEN

Er hatte eine Bretterwand gebaut. Die Bretterwand entfernte die Fabrik aus seinem häuslichen Blickkreis. Er haßte die Fabrik. Er haßte seine Arbeit in der Fabrik. Er haßte die Maschine, an der er arbeitete. Er haßte das Tempo der Maschine, das er selber beschleunigte. Er haßte die Hetze nach Akkordprämien, durch welche er es zu einigem Wohlstand zu Haus und Gärtchen gebracht hatte. Er haßte seine Frau, sooft sie ihm sagte, heut nacht hast du wieder gezuckt. Er haßte sie, bis sie es nicht mehr erwähnte. Aber die Hände zuckten weiter im Schlaf, zuckten im schnellen Stakkato der Arbeit. Er haßte den Arzt, der ihm sagte, Sie müssen sich schonen, Akkord ist nichts mehr für Sie. Er haßte den Meister, der ihm sagte, ich gebe dir eine andere Arbeit, Akkord ist nichts mehr für dich. Er haßte so viele verlogene Rücksicht, er wollte kein Greis sein, er wollte keinen kleineren Zahntag, denn immer war das die Hinterseite von so viel Rücksicht, ein kleinerer Zahntag. Dann wurde er krank, nach vierzig Jahren Arbeit und Haß zum ersten mal krank. Er lag und blickte

zum Fenster hinaus. Er sah sein Gärtchen. Er sah den Abschluß des Gärtchens, die Bretterwand. Weiter sah er nicht. Die Fabrik sah er nicht, nur den Frühling im Gärtchen und eine Wand aus gebeizten Brettern. Bald kannst du wieder hinaus, sagte die Frau, es steht alles in Blust. Er glaubte ihr nicht. Geduld, nur Geduld, sagte der Arzt, das kommt schon wieder. Er glaubte ihm nicht. Es ist ein Elend, sagte er nach drei Wochen zu seiner Frau, ich sehe immer das Gärtchen, sonst nichts, nur das Gärtchen, das ist mir zu langweilig, immer dasselbe Gärtchen, nehmt doch einmal zwei Bretter aus der verdammten Wand, damit ich was anderes sehe. Die Frau erschrak. Sie lief zum Nachbarn. Der Nachbar kam und löste zwei Bretter aus der Wand. Der Kranke sah durch die Lücke hindurch, sah einen Teil der Fabrik. Nach einer Woche beklagte er sich, ich sehe immer das gleiche Stück der Fabrik, das lenkt mich zuwenig ab. Der Nachbar kam und legte die Bretterwand zur Hälfte nieder. Zärtlich ruhte der Blick des Kranken auf seiner Fabrik, verfolgte das Spiel des Rauches über dem Schlot, das Ein und Aus der Autos im Hof, das Ein des Menschenstromes am Morgen, das Aus am Abend. Nach vierzehn Tagen befahl er, die stehengebliebene Hälfte der Wand zu entfernen. Ich sehe unsere Büros nie und auch die Kantine nicht, beklagte er sich. Der Nachbar kam und tat, wie er wünschte. Als er die Büros sah, die Kantine und so das gesamte Fabrikareal, entspannte ein Lächeln die Züge des Kranken. Er starb nach einigen Tagen.

Martin Walser (1927)

EIN FLIEHENDES PFERD

Plötzlich stand ein zierlicher junger Mann vor ihrem Tisch. In Blue jeans. Ein blaues Hemd, das offen war bis zu dem ungefärbten Gürtel, in den Zeichen eingebraunt waren. Und neben dem ein Mädchen, das durch die Jeansnaht in zwei deutlich sichtbare Hälften geteilt wurde. Wie sie, wohin man schaute, geländehaft rund und sanft war, war er überall senkrecht, durchtrainiert, überflußlos. Auf der tiefbraunen Brust hatte er nur ein paar goldblonde Haare, aber auf dem Kopf einen dicht und hoch lodernnden Blondschof. Wahrscheinlich ein ehemaliger Schüler, dachte Helmut. Das passiert einem ja leider immer wieder, daß man von ehemaligen Schülern oder Schülerinnen angesprochen wird. Und meistens von denen, die vorher alles getan haben, einem die Arbeit in der Schule unerträglich zu machen. Die, die einen gequält haben aufs Blut, die bauen sich dann plötzlich vor einem auf, grinsen, strecken die Hand her, stellen einem ein Mordswieb vor oder so ein erschütterndes Mädchen; womöglich auch noch ein paar glücklich kreischende Kinder, die einen mit pappigen Fingern berühren; dann quatschen sie einem die Ohren voll mit ihrer tollen Biographie und legen Reuebekenntnisse ab, beteuern, daß sie erst im Lauf der Jahre eingesehen hätten, was es für ein Klasse Lehrer gewesen sei... er konnte

sich die Sentimentalitätsausbrüche seiner vormaligen Peiniger nur mit Widerwillen und Ekel anhören. Er sah den Herrschaften, während sie redeten, auf die Schuh beziehungsweise Zehenspitzen. Das tat er ja auch in der Schule. Darum Bodenspecht. Es dürften die Mädchen gewesen sein, die diese Kopf - und Körperhaltung bei ihm bewirkt hatten. Mit ihren rücksichtslosen Blusen und Hosen. Einmal hatte ihn die Kraft zur Verstellung verlassen, er hatte hingelängt; zum Glück hatte die Betroffene es für ein Versehen gehalten.

Nein, der flammend Blonde in Blau, mit Augenweiß und Zähneweiß und nackten Füßen und schönen unbeschädigten Zehen, war kein Schüler, es war Klaus Buch. Und Klaus Buch wollte nicht glauben, daß ihn sein Schulkamerad und Jugendfreund und Kommilitone Helmut nicht mehr kenne. Helmut konnte sich nur immer wieder entschuldigen. Sein Erinnerungsvermögen für Gesichter und Namen sei professionell erschöpft, sagte er. Er habe sich schon zu viele Gesichter und Namen merken müssen. Klaus Buch... - er log sich vorwärts -... natürlich, jetzt erwachte in ihm die Vertrautheitsempfindung, sowohl dem Namen wie dem Gesicht gegenüber. Und das ist also Sabine, Helmut's Frau. Und das ist Helene, genannt Hel, Klaus' Frau. Als er dieser Hel die Hand gab, spürte er, daß Klaus jetzt ein Kompliment erwartete. Das war eine Frau wie eine Trophäe. Zumindest hätte Helmut seinem früheren Freund Klaus jetzt sagen müssen, wie perplex er, Helmut, sei, weil Klaus eher aussehe, als sei er ein Schüler von Helmut. Obwohl er jetzt allmählich zugeben müsse, einen Freund gehabt zu haben, der Klaus Buch geheißen und ausgesehen habe wie der junge vor ihm stehende Mann, könne er den vor ihm Stehenden überhaupt nicht mit dem in seiner Erinnerung allmählich auftauenden Klaus Buch zusammenbringen, einfach weil sein Klaus Buch inzwischen auch sechsundvierzig sein müßte, während der vor ihm Stehende doch eher sechsundzwanzig sei. Samt seinem Mädchen. Vor allem wegen seines Mädchens. All das sagte Helmut nicht. Kein Kompliment. Du wirst dich wundern, dachte er. Er sah den beiden auf die Fußspitzen.

Günter Kunert (1929)

MANN ÜBER BORD

Der Wind wehte nicht so stark. Bei einem Schlingern des Schiffes verlor der Matrose, angetrunken und leichtfertig tänzelnd, das Gleichgewicht und stürzte von Deck. Der Mann am Ruder sah den Sturz und gab sofort Alarm. Der Kapitän befahl, ein Boot auf das mäßig bewegte Wasser hinunterzulassen, den langsam forttriebenden Matrosen zu retten.

Die Mannschaft legte sich kräftig in die Riemen, und schon nach wenigen Schlägen erreichten sie den um Hilfe Rufenden. Sie warfen ihm einen Rettungsring

zu, an den er sich klammerte. Im näherschaukelnden Boot richtete sich im Bug einer auf, um den im Wasser Treibenden herauszufischen, doch verlor der Retter selber den Halt und fiel in die Fluten, während eine ungeahnte hohe Woge das Boot seitlich unterlief und umwarf. Der Kapitän gab Anweisung, auf die Schwimmenden und Schreienden mit dem Dampfer zuzufahren. Doch kaum hatte man damit begonnen, erschütterte ein Stoß das Schiff, das sich schon zur Seite legte, sterbensmüde, den stählernen Körper aufgerissen von einem zackigen Korallenriff, das sich knapp unter der Oberfläche verbarg. Der Kapitän versackte wie üblich zusammen mit dem tödlich verwundeten Schiff.

Er blieb nicht das einzige Opfer: Haie näherten sich und verschlangen, wen sie erwischten. Wenige der Seeleute gelangten in die Rettungsboote, um ein paar Tage auf der unübersehbaren Menge salziger Flüssigkeit zu verdursten. Der Matrose aber, der vom Dampfer gestürzt war, geriet unversehrt in eine Drift, die ihn zu einer Insel trug, auf deren Strand sie den Erschöpften warf; dort wurde er gefunden, gepflegt, gefeiert als der einzige Überlebende der Katastrophe, die er selber als die Folge einer Kesselexplosion schilderte, welche ihn weit in die Lüfte geschleudert habe, so daß er aus der Höhe zusehen konnte, wie die Trümmer mit Mann und Maus versanken.

Von dieser Geschichte konnte der einzig Überlebende auf jener Insel trefflich leben; Mitleid und das Hochgefühl, einen seinen Schicksals zu kennen, ernährten ihn. Nur schien den Leuten, daß sein Verstand gelitten haben mußte: Wenn ein Fremder auftauchte, verschwand der Schiffbrüchige, erblassend und zitternd und erfüllt von einer Furcht, die keiner deuten konnte: ein stetes Geheimnis und daher ein steter Gesprächsstoff für die langen Stunden der Siesta.

Jürgen Becker (1932)

FRÜHER WAR DAS ALLES GANZ ANDERS

Früher war das alles ganz anders. Die Städte alle waren viel größer und die Dörfer waren noch Dörfer. Früher gab es noch Gerechtigkeit, und wer nicht hören wollte, mußte eben fühlen. Da waren unsere Lehrer noch die Lehrer unserer Eltern. Sonntags zogen wir noch Sonntagsanzüge an. Die Kirche stand noch im Dorf. Die Wacht stand noch am Rhein. Früher wußten wir, daß Gott mit uns ist. Früher kam auch noch Hans Muff. Wen wir fingen, der kam an den Marterpfahl. Die Sommer waren richtige Sommer. Die Ferien sahen immer endlos aus. Die Milch war noch gesund. Früher wußten wir, woran wir uns zu halten hatten. Da wurde noch gewandert. Wer im Wirtshaus saß, der saß auch bald im Klingelpütz. Früher ging man noch zu Fuß. Da schützte man seine Anlagen. Da gab's sowas nicht. Da gab es noch Feinde; bei denen man das Weiße im Auge erblicken konnte. Wohin man

auch ging, man traf immer auf Gleichgesinnte. Wer es nicht besser wußte, der hielt auch den Mund, und wem es absolut nicht passen wollte, der konnte ja bleiben, wo der Pfeffer wächst. Früher gab es noch Mohren, Indianer und Chinesen. Früher ging das alles viel einfacher. Da wäre doch sowas nie passiert. Da

Da gab es das doch alles nicht. Früher hörte man noch zu, wenn man von früher erzählte.

Peter Bichsel (1935)

SAN SALVADOR

Er hatte sich eine Füllfeder gekauft.

Nachdem er mehrmals seine Unterschrift, dann seine Initialen, seine Adresse, einige Wellenlinien, dann die Adresse seiner Eltern auf ein Blatt gezeichnet hatte, nahm er einen neuen Bogen, faltete ihn sorgfältig und schrieb: „Mir ist es hier zu kalt“, dann „ich gehe nach Südamerika“, dann hielt er inne, schraubte die Kappe auf die Feder, betrachtete den Bogen und sah, wie die Tinte eintrocknete und dunkel wurde (in der Papeterie garantierte man, daß sie schwarz werde), dann nahm er seine Feder erneut zur Hand und setzte noch großzügig seinen Namen Paul darunter.

Dann saß er da.

Später räumte er die Zeitungen vom Tisch, überflog dabei die Kinoinserate, dachte an irgend etwas, schob den Aschenbecher beiseite, zerriß den Zettel mit den Wellenlinien, entleerte seine Feder und füllte sie wieder. Für die Kinovorstellung war es jetzt zu spät.

Die Probe des Kirchenchores dauert bis neun Uhr, um halb zehn würde Hildegard zurück sein. Er wartete auf Hildegard. Zu all der Musik aus dem Radio. Jetzt drehte er das Radio ab.

Auf dem Tisch, mitten auf dem Tisch, lag nun der gefaltete Bogen, darauf stand in blauschwarzer Schrift sein Name Paul.

„Mir ist es hier zu kalt“, stand auch darauf.

Nun würde also Hildegard heimkommen, um halb zehn. Es war jetzt neun Uhr. Sie läse seine Mitteilung, erschärke dabei, glaubte wohl das mit Südamerika nicht, würde dennoch die Hemden im Kasten zählen, etwas müßte ja geschehen sein.

Sie würde in den „Löwen“ telefonieren.

Der „Löwen“ ist mittwochs geschlossen.

Sie würde lächeln und verzweifeln und sich damit abfinden, vielleicht. Sie würde sich mehrmals die Haare aus dem Gesicht streichen, mit dem Ringfinger der linken Hand beidseitig der Schläfe entlangfahren, dann langsam den Mantel aufknöpfen.

Dann saß er da, überlegte, wem er einen Brief schreiben könnte, las die

Gebrauchsanweisung für den Füller noch einmal - leicht nachrechts drehen - las auch den französischen Text, verglich den englischen mit dem deutschen, sah wieder seinen Zettel, dachte an Palmen, dachte an Hildegard.

Saß da.

Und um halb zehn kam Hildegard und fragte: „Schlafen die Kinder?“
Sie strich sich die Haare aus dem Gesicht.

Peter Bichsel

DER MILCHMANN

Der Milchmann schrieb auf einen Zettel: „Heute keine Butter mehr, leider“. Frau Blum las den Zettel und rechnete zusammen, schüttelte den Kopf und rechnete noch einmal, dann schrieb sie: „Zwei Liter 100 Gramm Butter, Sie hatten gestern keine Butter und berechneten sie mir gleichwohl“.

Am anderen Tag schrieb der Milchmann: „Entschuldigung“. Der Milchmann kommt morgens um vier, Frau Blum kennt ihn nicht, man sollte ihn kennen, denkt sie oft, man sollte einmal um vier aufstehen, um ihn kennenzulernen.

Frau Blum fürchtet, der Milchmann könnte ihr böse sein, der Milchmann könnte schlecht denken von ihr, ihr Topf ist verbeult.

Der Milchmann kennt den Topf, es ist der von Frau Blum, sie nimmt meistens 2 Liter und 100 Gramm Butter. Der Milchmann kennt Frau Blum. Würde man ihn nach ihr fragen, würde er sagen: „Frau Blum nimmt 2 Liter und 100 Gramm, sie hat einen verbeulten Topf und eine gut lesbare Schrift“. Der Milchmann macht sich keine Gedanken, Frau Blum macht keine Schulden. Und wenn es vorkommt - es kann ja vorkommen - daß 10 Rappen zu wenig daliegen, dann schreibt er auf einen Zettel „10 Rappen zu wenig“. Am anderen Morgen hat er 10 Rappen anstandslos und auf dem Zettel steht: „Entschuldigung“. Nicht der Rede wert oder „keine Ursache“, denkt dann der Milchmann und würde er es auf den Zettel schreiben, dann wäre das schon ein Briefwechsel. Er schreibt es nicht.

Den Milchmann interessiert es nicht, in welchem Stock Frau Blum wohnt. Der Topf steht unten an der Treppe. Er macht sich keine Gedanken, wenn er dort nicht steht. In der ersten Mannschaft spielte einmal ein Blum, den kannte der Milchmann, und der hatte abstehende Ohren. Vielleicht hat Frau Blum abstehende Ohren.

Milchmänner haben unappetitlich saubere Hände, rosig, plump und verwaschen. Frau Blum denkt daran, wenn sie seine Zettel sieht. Hoffentlich hat er die 10 Rappen gefunden. Frau Blum möchte nicht, daß der Milchmann schlecht von ihr denkt, auch möchte sie nicht, daß er mit der Nachbarin ins Gespräch käme. Aber niemand kennt den Milchmann, in unserem Quartier niemand. Bei uns kommt er morgens um vier. Der Milchmann ist einer von denen, die ihre Pflicht tun. Wer morgens um

vier die Milch bringt, tut seine Pflicht, täglich, sonntags und werktags. Wahrscheinlich sind Milchmänner nicht gut bezahlt und es fehlt ihnen Geld bei der Abrechnung. Die Milchmänner haben keine Schuld daran, daß die Milch teuer wird.

Und eigentlich möchte Frau Blum den Milchmann gern kennlernen. Der Milchmann kennt Frau Blum, sie nimmt 2 Liter und 100 Gramm und hat einen verbeulten Topf.

Ingeborg Bachmann (1926-1973)

IHR MENSCHEN! IHR UNGEHEUER!

Ihr Ungeheuer mit Namen Hans! Mit diesem Namen, den ich nie vergessen kann.

Immer wenn ich durch die Lichtung kam und die Zweige sich öffneten, wenn die Ruten mir das Wasser von den Armen schlugen, die Blätter mir die Tropfen von den Haaren leckten, traf ich auf einen, der Hans hieß.

Ihr Ungeheuer mit euren Frauen!

Hast du nicht gesagt: Es ist die Hölle, und warum ich bei ihr bleibe, das wird keiner versteh'n. Hast du nicht gesagt: Meine Frau, ja, sie ist ein wunderbarer Mensch, ja, sie braucht mich, wüßte nicht, wie ohne mich leben - ? Hast du's nicht gesagt! Und hast du nicht gelacht und im Übermut gesagt: Niemals schwer nehmen, nie dergleichen schwer nehmen. Hast du nicht gesagt: So soll es immer sein, und das andere soll nicht sein, ist ohne Gültigkeit! Ihr Ungeheuer mit euren Redensarten, die ihr die Redensarten der Frauen sucht, damit euch nichts fehlt, damit die Welt rund ist. Die ihr die Frauen zu euren Geliebten und Frauen macht, Eintagsfrauen, Wochenendfrauen, Lebenslangfrauen und euch zu ihren Männer machen laßt. (Das ist vielleicht ein großes Erwachen wert!) Ihr mit eurer Eifersucht auf eure Frauen, mit eurer hochmütigen Nachsicht und eurer Tyrannei, eurem Schutzsuchen bei euren Frauen, ihr mit eurem Wirtschaftsgeld und euren gemeinsamen Gutenachtgesprächen, diesen Stärkungen, dem Rechtbehalten gegen draußen, ihr mit euren hilflos gekonnten, hilflos zerstreuten Umarmungen. Das hat mich zum Staunen gebracht, daß ihr euren Frauen Geld gebt zum Einkaufen und für die Kleider und die Sommerreise, da ladet ihr sie ein (ladet sie ein, zahlt, es versteht sich). Ihr kauft und laßt euch kaufen. Über euch muß ich lachen und staunen, Hans, über euch kleine Studenten und brave Arbeiter, die ihr euch Frauen nehmt zum Mitarbeiten, da arbeitet ihr beide, jeder wird klüger an einer anderen Fakultät, jeder kommt fort in einer anderen Fabrik, da strengt ihr euch an, legt das Geld zusammen und spannt euch vor die Zukunft. Ja, dazu nehmt ihr euch die Frauen auch, damit ihr die Zukunft erhärtet, damit sie Kinder kriegen, da werdet ihr mild,

wenn sie furchtsam und glücklich herumgehen mit den Kindern in ihren Leibern. Oder ihr verbietet euren Frauen, Kinder zu haben, wollt ungestört sein und hastet ins Alter mit eurer gesparten Jugend. O das wäre ein großes Erwachen wert! Ihr Betrüger und ihr Betrogenen. Versucht das nicht mit mir. Mit mir nicht!

Verräter! Wenn euch nichts mehr half, dann half die Schmähung. Dann wußtet ihr plötzlich, was euch an mir verdächtig war, Wasser und Schleier und was sich nicht festlegen läßt. Dann war ich plötzlich eine Gefahr, die ihr noch rechtzeitig erkanntet, und verwünscht war ich und bereut war alles im Handumdrehen. Bereut habt ihr auf den Kirchenbänken, vor euren Frauen, euren Kindern, eurer Öffentlichkeit. Vor euren großen großen Instanzen wart ihr so tapfer, mich zu bereuen uns all das zu befestigen, was in euch unsicher geworden war. Ihr wart in Sicherheit. Ihr habt die Altäre rasch aufgerichtet und mich zum Opfer gebracht. Hat mein Blut geschmeckt? Hat es ein wenig nach dem Blut der Hindin geschmeckt und nach dem Blut des weißen Wals? Nach deren Sprachlosigkeit?

Wohl euch! Ihr werdet viel geliebt, und es wird euch viel verziehen. Doch vergeßt nicht, daß ihr mich gerufen habt in die Welt, daß euch geträumt hat von mir, der anderen, dem anderen, von eurem Geist und nicht von eurer Gestalt, der Unbekannten, die auf euren Hochzeiten den Klageruf anstimmt...

Christine Brückner (1921)

NICHT EINER ZUVIEL!

Der Studienrat Dr. K. muß damals Anfang Vierzig gewesen sein. Wir verehrten ihn. Seine Überlegenheit war augenfällig, er mußte sie nicht betonen. Er war in den entscheidenden Jahren unserer geistigen Entwicklung der Leiter meiner Klasse und unterrichtete uns in den wichtigsten Fächern: Geschichte und Deutsch.

Geschichte war bei ihm nicht mit Kriegsgeschichte gleichzusetzten: er verlangte nicht, daß wir die Daten und Orte der Schlachten auswendig lernten. Er unterrichtete uns in den möglichen Staatsformen. Wir wußten Bescheid darüber, was Absolutismus, was Diktatur und was Demokratie besagte, und kannten die typischen Ausprägungen in den verschiedenen Ländern und Zeiten. Er verglich die Französische Revolution mit der Achtundvierziger Revolution und mit der Russischen Revolution vom Jahr 1917. Wir lasen die amerikanische Verfassung und stellten ihr die Weimarer Verfassung und das Parteiprogramm der NSDAP gegenüber.

Dr. K. hatte als Infanterieoffizier am Ersten Weltkrieg teilgenommen und war an der Einnahme der Festung Douaumont im Februar 1916., damals zwanzigjährig, beteiligt gewesen. Es hieß daß er im Bericht der Obersten Heeresleitung namentlich erwähnt worden sei. Er war Träger des Eisernen Kreuzes Erster Klasse, aber er erzählte uns nie von seinen Erlebnissen im Krieg, nicht einmal am letzten Tag vor

den Sommerferien. Zu keinem der zahlreichen nationalen Feiertage trug er ein Ordensbändchen im Knopfloch. 1918 war er durch einen Lungenschuß schwer verwundet worden. Auch davon sprach er nicht. Wenn er die Zahl der Toten und Verwundeten des Ersten Weltkriegs nannte, erwähnte er nie, daß er dabei mitgezählt worden war, statt dessen unterrichtete er uns über die Höhe der Kosten für Waffen und Munition.

Ich erinnere mich, daß er 1934 zu uns sagte, der Nationalsozialismus könne zum Verhängnis für das deutsche Volk werden. Er vertrat die Ansicht, daß Aufklärung nicht allein im Biologieunterricht, sondern auch und vor allem im Geschichtsunterricht zu erfolgen habe und daß Geschichte kein totes Wissensgebiet sei, sondern daß man aus der Geschichte lernen könne und müsse. Es gab Augenblicke, in denen leidenschaftlicher Eifer bei ihm durchbrach, im allgemeinen blieb er ruhig, beherrscht, sachlich. Er las uns Abschnitte aus Hitlers „Mein Kampf“ vor. Wir sprachen über die „Germanisierung des Ostraums“, über den Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund und über die Folgen, die die einseitige Kündigung des Versailler Vertrages würde haben können. Wir lasen gemeinsam die Texte der Kriegserklärungen und lasen die Texte der Friedensverträge.

Der weitaus größte Teil unserer Klasse saß in braunen Uniformen vor ihm. Das hinderte ihn nicht daran, über das Risiko zu sprechen, das die deutsche Regierung mit der Einführung der Wiederbewaffnung einging. Wir waren zwölf- und dreizehnjährig in dieser Epoche der nationalen Erhebung und von unkontrollierten Gefühlen mitgerissen. Er stand uns ruhig und besonnen gegenüber. „Ich gebe zu bedenken“, mit diesen Worten fingen viele seiner Sätze an. Später konnte er seine Erwägungen nicht mehr zu bedenken geben. Er besaß eine Familie, vier Kinder. Er las nicht mehr „Mein Kampf“ mit seinen Schülern, zitierte nicht mehr ironisch Dietrich Eckart, nahm nicht mehr Führerreden mit uns durch. Er mußte die Lektüre von Heinrich Heines „Politischem Testament“ abbrechen, immerhin lasen wir Herders Schrift „Über den Nationalwahn“.

Eines der Themen, die er uns für den deutschen Aufsatz gab, lautete: „Der Intellekt ist eine Gefahr für die Bildung des Charakters. Welche Wirkung übt dieser Satz Josef Goebbels auf den Schüler einer Obersekunda aus?“

Als unsere jüdische Mitschülerin eines Tages fortblieb, sagte er: Sie kann nicht länger eine deutsche Schule besuchen, da weder ihr Aussehen noch ihr Charakter so detusch sind wie eure und meine. Außerdem lebt ihre Familie erst seit zweihundert Jahren in dieser Stadt, das reicht nicht aus.

Von da an bediente er sich nur noch der mittelbaren Äußerungen, der Verschlüsselungen. Einige seiner Schüler verstanden ihn, die anderen hörten die Ironie nicht heraus, wenn er Hölderlins „Tod fürs Vaterland“ interpretierte. „O

Vaterland/Und zähle nicht die Toten! Dir ist / Liebes! Nicht einer zuviel gefallen“. Er gab dann exakt die Zahl der Toten auf deutscher Seite und auch auf der Seite der Entente an. „Nicht einer zuviel!“ Damit schloß er den Unterricht und verließ das Klassenzimmer, bevor es geläutet hatte.

Als seine Oberprimaner nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieg einberufen wurden, sagte er zu ihnen: „Ich habe versucht, Sie auf das Leben vorzubereiten. Ob meine Vorbereitungen auch-“, da brach er ab, sagte nur noch: „Das Leben ist der Ernstfall! Der Frieden!“ und ging.

Die Angehörigen meines Jahrgangs sahen sich 1948 zum erstenmal bei einem Klassentreffen am Schulort wieder. Von einundzwanzig Schülern waren noch neun am Leben. Sieben waren gefallen, drei vermißt, eine Mitschülerin war bei einem Luftangriff ums Leben gekommen, eine war im Konzentrationslager vergast worden. Einer der Männer trug eine Beinprothese.

Wir hätten Studienrat Dr. K. gern zu diesem Treffen eingeladen, aber es war uns leider nicht möglich. Es hat ihn nie gegeben.

Gert Neumann (1942)

DIE NAMEN

Wir lagen krank auf den kranken Ufern eines kranken Flusses und sahen die Wasser fast in unsere Augenhöhlen fließen und sannen: sannen unablässig über dieses Fließen welches wir so ungeheuer erkannten, daß hätten wir nur einen Namen - und wäre der auch nur in der Nähe der nötigen Bedeutung gewesen - wir hätten über unsere Tränen verfügen können...

Hier jedoch blieb unsere Sprache leer

Und wir sahen die Wasser steigen und nannten dies so und wiesen mit der müden Hand auf unseren Steg, den wir in großer Hoffnung einmal für unser Boot ins Wasser gebaut hatten, und der jetzt fast nicht mehr sichtbar war und wir zweifelten lange ob vom Hochwasser zu sprechen sei, ob dieses Wort nicht zu schnell von uns benutzt würde weil es doch möglich sei daß die Wasser immer weiter stiegen bis sie letztlich uns von unseren Plätzen vertrieben (die Gräser unter uns waren gelb und drängten geile Triebe wie aus unseren Körpern hervor) und wir fliehen mußten.

auf die Bäume vielleicht

auf die nahen Hügel

oder in die höher gelegenen Städte.

Dann allerdings erfuhren wir, daß der Fährmann diesen ganzen Tag den doppelten Preis für die Überfahrt verlangte und wir sahen den alten Mann schwer atmend die riesige Fähre von Eisen mit der hölzernen Faust - wie es an diesem Fluß

richtung war - an zitternd straffen Seil über den taumelnden Fluß ziehen und wir entschlossen uns vom Hochwasser zu sprengen und voller Sorge zu sein und erkannten die Mühen des alten Mannes und sahen seine zerschlissenen Hosen und wunderten uns über den geringen Preis den er dennoch für die Überfahrt verlangte und wir beschlossen endlich - wie wir es nannten - zu fliehen und wir erhoben uns und seufzten und drängten zur Fähre als gälte es wirklich etwas zu retten; ja wir besorgten selbst unsere Überfahrt
und waren gefüllt mit Worten
mußten aber
mußten schweigen.

Günther Weisenborn

EIN GLEICHGÜLTIGER MITTWOCH

Trockener Sommertag, der Himmel dunstig, perlmuttern schimmernd, also das Ruhrgebiet, jene von Städten bewachsene Kohlelandschaft, in der nicht Kathedralen wachsen, sondern Fördertürme. Die Terrasse des Kaffeehauses war von Menschen besetzt, die an den Tischen saßen und mit der harten, westfälischen Sprache ihre Liebesdialoge führten, von Geschäften oder von ihrem Leben berichteten, jeder sich selbst erklärend, wie es der Brauch ist unter den Menschen. Draußend rollten die Autos, hielten, fuhren an, Straßenbahnen bogen lärmend um die Ecke. Es war eine große, lebendige Stadt, in der wir am Kaffeetisch saßen.

Ein kleiner alter Mann schob sich durch die Gänge, spitznasiges Beamtenengesicht. Er legte unauffällig auf jeden Tisch ein Blatt Papier, auch auf den Tisch, an dem ich allein saß. Es war ein Flugblatt gegen die atomare Aufrüstung. Ich las es. Eindrucksvolle Feststellungen waren darin abgedruckt. Als ich wieder aufsaß, hatte sich die Umwelt in meinen Augen verändert.

Die hochblonde Dame auf der lichterstrahlenden Kaffeeterrasse zeigte gerade mit einem Finger auf ein Stück Kuchen. Die Verkäuferin mit einem weißen Häubchen im Haar hob lächelnd den Kuchen mit der Zunge. Da kam der Blitz: - Die Häuserfronten sanken weich und pflanzenhaft in die Erde. Auf der belebten Kaffeeterrasse verdampften die noch lachenden Gäste an den fliegenden Tischen. Die Hand der hochblonden Dame verglühte. Vom Hotel drüben blieb nichts als ein siedender Sumpf. Die Autokolonnen schoben sich noch einige Meter als ein Kordon von sich aufbäumenden Glühwürmchen dahin, ehe sie elegant zusammenschnurrten und vertropften. Die Dächer erhoben sich seufzend, segelten durch die Luft und zerfielen in unzählige herabregnende Ziegel. Die Abwässerkanäle kochten über, die Kirchen neigten sich devot und knieten nieder. Der Funkturm faltete sich rasselnd zusammen, das Rathaus hüpfte in die Erde,

und in wenigen Minuten hatte sich die hundert Meter hohe Metropole in ein katalaunisches Brachfeld verwandelt. Dann kam der kleine Orkan, ein Feuersturm mit einer Gewalt, die Ruinen, Parks und einige Kindergärten in Asche verwandelte. Man hörte noch ein Zwitscher wie von erschreckten Sperlingen, eh die Stimmchen verhauchten und die kleinen Leiber verkochten. Die U-Bahnschächte, die eingedrückt waren, füllten sich mit der Luft der Schreie und dem Gas des Sterbens. In den Kartoffelkellern wanden sich tausend gedunsene Hausfrauen, eh sie verröchelten. Die Wassermassen der Großstadt sprengten die Rohrsysteme, überfluteten die Fundamente und verzischten. Es gab keine Augen mehr, die den aufsteigenden Rauchpilz sehen konnten, sie waren geplatzt, oder wie winzig blaue oder goldbraune Ballons aus den Gesichtern gestiegen, verdorrt wie Rosinen weggefliegen.

Die Millionenstadt hätte einen Güterzug mit geschmorten Augen füllen können. Zersprengte Gliedmaßen wirbelten hoch wie Schwärme ärgerlicher Vögel, die goldplattierte Ringe trugen. Wolken von Sperlingen wurden in der Luft ereilt und fielen träge wie ein Sonntagsregen. Geradezu freundlich wirkten die bläulichen Gasexplosionen, die hier und da aus dem Pflaster schossen. In eine geschützt stehende Telefonzelle hatten sich Passanten geflüchtet. Sie standen so dicht gedrängt wie Fische in der Dose und waren totgesotten worden, geschmorter Rosenkohl über den Hälsen, dort wo sie ihr Leben lang Gesichter getragen hatten.

Eine Kolonne von Panzern schmolz fahrend wie heiß gewordene Schokolade, zog eine Weile noch Spuren und veraschte mit den entsetzt piependen Kriegsheroen darin. Die Generale schmorten, ebenso die Politiker, die ständig Stärke verlangt hatten. Hier war sie, die Stärke. Die letzten Atemzüge der Stadt zusammen hätten einen Sturmwind, einen Weltseufzer ergeben, so tausendfach platzten die Lungen.

Der Jüngste Tag war nie so vollendet von düsteren Dichterhirnen geträumt worden wie dieser gleichgültige Mittwoch, denn hier explodierten nach allem Haß der Menschen, ihn technisch fortsetzend, endlich die listig gedrillten Atome. Hier kam er endlich, der Krieg, der nur Besiegte kannte, Schuldige und Unschuldige, jene, die in ihrer Torheit den Krieg vorbereitet und jene, die mit ihrem Verstand der Bombe den Weg gebahnt hatten.

Unter dem Himmel stand ein Rauchpilz. Er war größer als die Stadt darunter. Er vergrößerte sich ständig. Er war nicht allein. Ein blühender Garten von Rauchpilzen erhob sich über ganz Europa, grau, rotgetigert, leichen- weiß und schwankend.

Wirklich schöne Rauchpilze standen darin, gepflegt, üppig genährt und hochstielig, eine prachtvolle Ernte. Es waren aber auch ausgezeichnete Gärtner gewesen, die die reiche Ernte vorbereitet hatten.

Aus: Noelle-Neumann, E.: Das Verhalten von Individuen gegenüber herrschenden Meinungen

WAS IST EIGENTLICH ÖFFENTLICHE MEINUNG

Anfang der fünfziger Jahre führte der amerikanische Sozialpsychologe Salomon Asch ein mittlerweile berühmt gewordenes Experiment durch. Ihm ging es darum, das Verhalten von Individuen gegenüber einer in der Umwelt herrschenden Meinung zu erforschen: Eine Gruppe von acht Personen, in der sich jeweils eine uneingeweihte Versuchsperson befand, wurde angewiesen, die Länge einer vorgegebenden Linie mit drei anderen, verschiedenen langen Linien zu vergleichen.

Jedes Mitglied der Gruppe gab laut sein Urteil ab. Während dieses Tests sah sich die Versuchsperson plötzlich mit ihrer Meinung im Widerspruch zu den übrigen sieben, die von einem gewissen Zeitpunkt an ständig und bewußt eine falsche Aussage machten. Von zehn Versuchspersonen blieben in dieser Situation nur zwei bei ihrem ursprünglichen (richtigen) Urteil, während sich die anderen acht jeweils der - den Tatsachen widersprechenden - Meinung der Mehrheit anschlossen. Ein ähnliches Experiment des amerikanischen Sozialpsychologen Milgram bestätigte dieses Verhalten auch für Norweger und Franzosen. Anscheinend ist diese Anpassung eine Konstante der menschlichen Natur und eine Bedingung menschlichen Zusammenlebens. Wir nehmen an, daß die Furcht, sich zu isolieren, die auch Zweifel an der eigenen Urteilsfähigkeit enthält, Bestandteil aller Prozesse öffentlicher Meinung ist. Aber wann isoliert man sich? Der einzelne versucht, dies mit einem „quasistatistischen Organ“ zu erfassen, indem er Häufigkeitsverteilung von Pro- und Kontra-Meinungen, Engagement, Entwicklungsrichtung, Verwirklichungschancen und Dringlichkeitsanspruch abzuschätzen versucht.

Entweder stellt er fest, daß er mit der herrschenden oder sich durchsetzenden Meinung übereinstimmt - das stärkt sein Selbstvertrauen und erlaubt ihm, sich sorglos, ohne Gefahr der Isolation, zu exponieren -, oder er beobachtete umgekehrt, daß seine Überzeugung an Boden verliert. Je unaufhaltsamer ihm eine solche Entwicklung erscheint, desto mehr wird er mit seinen Ansichten zurückhalten. (Wir sprechen hier nicht von den 20% die in dem von Asch durchgeführten Experiment bei ihrer eigenen Meinung blieben.)

Diese verschiedenen Verhaltensweisen müssen ihrerseits die Wahrnehmungen des einzelnen von der Häufigkeitsverteilung der Meinungen in seiner Umwelt beeinflussen. Die eine Ansicht begegnet ihm immer häufiger und selbstbewußter, die andere ist immer weniger zu hören. Je mehr Einzelpersonen diese Tendenzen wahrnehmen und sich ihnen anpassen, desto stärker scheint das eine Lager zu

dominieren, das andere abzunehmen. Somit kommt durch die Tendenzen zum Reden der einen Gruppe und zum Schweigen der anderen ein Spiralprozeß in Gang, der eine Meinung immer fester als die herrschende stabilisiert.

Aus: Cramer, F.: Fortschritt durch Verzicht, München 1975

EUTHANASIE?

Der Mensch hat sein Schicksal immer mehr in die eigene Hand genommen. Alles treibt darauf zu, daß er auch die Entscheidung über sein Leben eines Tages in die Hand nehmen wird. Wenn es im Prinzip möglich ist, das Leben beliebig lange, auch unter unwürdigsten Bedingungen, zu verlängern, wie soll man dann eine Diskussion über die Euthanasie vermeiden, und wenn auch diese Euthanasie nur darin besteht, daß man die Eiserne Lunge eines gehirnlosen aber noch lebenden Wesens, das früher ein Mensch war, abstellt.

Jeder Arzt wird auf den Eid des Hippokrates verpflichtet, wonach das Leben um jeden Preis zu erhalten ist. Hippokrates ist aber seit mehr als 2000 Jahren tot. Was ein Arzt der damaligen Zeit konnte, war, verglichen mit den heutigen Möglichkeiten, nicht sehr viel mehr als gutes Zureden. Die Gewalt über Leben und Tod war damals nicht wirklich in die Hand der Ärzte gegeben. Seit 20 Jahren ist sie es. Seitdem weichen wir der Entscheidung darüber aus, was ein Arzt mit dem Leben tun darf oder nicht tun darf. Der medizinische Fortschritt hat ein Stadium erreicht, in dem er sinnlos zu werden droht, wenn er nicht mit gleichzeitigem teilweisen Verzicht auf gewisse Möglichkeiten verbunden ist. Dieser Verzicht kann aber nur als freiwillige Leistung verstanden werden. Als verordnetes Gesetz wäre er automatisch inhuman, faschistisch und verbrecherisch.

Nach Grzimek, B: Die Zeit, 1973

ZUM SCHLACTEN GEBOREN

Gewinnsucht scheint den Menschen gefühllos gegenüber allem Unrecht und blind für die Gesetze der Natur zu machen. Der bekannte Direktor des Frankfurter Zoos, Professor Grzimek, berichtet folgendes von einer Intensiv, kälbermästerei.

In einem Fabrikgebäude sind 2500 Kälber für ihr ganzes Leben in völliger Dunkelheit untergebracht. Sie leben darin von ihrer Geburt bis zu ihrer Schlachtung im Alter von drei Monaten.

Hätten sie Licht, so würden sie sich bewegen und dafür „nutzlose“ Kalorien verbrauchen. Sie stehen in engen hölzernen Boxen, in denen sie sich nicht umdrehen, sondern nur aufstehen und sich niederlegen können. In manchen Ställen ist der Kopf in einer Öffnung der Vorderwand ständig festgehalten.

Die Temperatur in dieser „Fabrik“ wird auf 37 Grad gehalten. So werden die Kälber gezwungen, viel von einer milchähnlichen Flüssigkeit zu trinken, um ihren Durst zu löschen. Diese Flüssigkeit enthält 20 Prozent Fett. Das ist gut für die Fleischbildung. Damit die Tiere recht gut zunehmen und auch damit sich das Fleisch nicht zu dunkel färbt, bleibt die angebotene Nahrung in vielen Betrieben fast eisenfrei.

Natürlich sind solche Geschöpfe nicht gesund. Sie haben Atemnot, sind blutarm, ihnen schwellen die Beine. Wenn man sie zum Schlachthaus befördert, können sie kaum laufen. Da sie außerordentlich anfällig für Krankheiten sind, gibt man ihnen mit der Nahrung ständig Antibiotika. Kleine Mengen von Hormonen, die man unter das Futter mischt, steigern das Wachstum: sie bewirken einen geringeren Futtermittelverbrauch und eine schneller steigende Gewichtszunahme.

Das ständige Beimischen von Antibiotika fördert allerdings auch die Entstehung von Krankheitsbakterienstämmen, die widerstandsfähig gegen diese Mittel sind. Sie werden vom Tier auf den Menschen übertragen. Werden dann in einem Krankheitsfall beim Menschen Antibiotika angewendet, so zeigen sie keine Wirkung mehr. Stattdessen können sich Allergien gegen solche Heilmittel einstellen, was bei ernsthaften Erkrankungen lebensgefährlich werden kann.

Schließlich besteht bei Rückständen von Hormonen und Stoffen mit hormonartiger Wirkung die Möglichkeit, daß sie zu unangenehmen Fehlsteuerungen im menschlichen Hormonhaushalt führen.

Christoph Schwarze

VERSTÄNDLICHKEIT (1980)

Besonders wichtig für unsere Zeit sind die Aufgaben der Sprachvermittlung. Dabei fällt natürlich den Journalisten eine besonders wichtige Aufgabe zu. Die Journalisten der verschiedenen Medien stehen nämlich oft zwischen der Gemeinsprache und den verschiedenen Fachsprachen. Dann die Zeitungsartikel, die Hörfunksendungen und die Fernsehprogramme sind heute vorzugsweise der Ort, wo die vielfältigen Fachinformationen zahlreiche Sachgebiete und Wissenschaften auf den Laien einströmen und ihn mit ihren Fachterminologien nicht wenig verwirren. In solchen Kommunikationssituationen ist der Journalist oft Vermittler und Übersetzer. Er muß versuchen, die fachsprachlichen Informationen soweit wie möglich für solche Leser und Hörer zuzubereiten, die mit diesen Fachsprachen keine unmittelbaren Erfahrungen haben. Wie schwierig das ist, weiß jeder Journalist aus seiner alltäglichen Praxis. Kein Zweifel, daß hier ein Normproblem liegt. Es ergibt sich daraus, daß die Produzenten fachsprachlicher Informationen, häufig Wissenschaftler, an einen eng umgrenzten Kreis von

Adressaten gewöhnt sind, während sich Journalisten grundsätzlich auf einen großen und unspezifischen Kreis von Adressaten einstellen müssen. Sie können daher nicht in der gleichen Weise sprechen oder schreiben, wie es die Experten zu tun pflegen. Hier entsteht das dringliche Problem der Verständlichkeit. Es ist ausführlich darüber geredet worden, ob Verständlichkeit vielleicht überhaupt als oberste Sprachnorm im Bereich der Presse, des Hörfunks und des Fernsehens anzusehen ist. Dem kann man rasch generell zustimmen. Es entsteht aber sogleich die Folgefrage, in welchen Maximen des Redens und Schreibens sich das Gebot der Verständlichkeit konkretisieren soll, und was man dafür tun kann, Verständlichkeit lehr- und lernbar zu machen. Offenbar ist es beispielweise mit der einfachen handwerklichen Empfehlung „Meide Fremdwörter!“ nicht getan. Die von der Sprachkritik vieldiskutierten Fremdwörter stellen ja nicht deshalb ein Kommunikationsproblem dar, weil sie fremd sind, sondern ihr Gebrauch ist vor allem deshalb problematisch, weil sie oft Fachwörter irgendeiner Terminologie sind. Aber längst nicht alle Fremdwörter sind Fachwörter, und längst nicht alle Fachwörter sind Fremdwörter. Dies ist ein konkretes Beispiel dafür, daß man bestimmte Sprachnormprobleme nicht schon mit der allerersten Denkanstrengung lösen kann, sondern erst dann zu Lösungsvorschlägen kommen sollte, wenn man die Sache gründlich studiert hat.

Besonders umstritten ist die Frage, ob der Journalist das angenommene Informationsniveau seiner Adressaten möglichst genau anvisieren sollte, oder ob er eher entweder etwas tiefer oder etwas höher zielen sollte. Man weiß ja nie genau, wieviel Vorwissen man bei seinen Hörern oder Lesern voraussetzen darf - allenfalls die eine oder andere überregionale Zeitung kann sich ein genaueres Bild von ihrer Leserschaft machen.

Eine glatte Lösung des Problems ist nicht zu erwarten, aber einhellig ist wohl die Auffassung, daß Journalisten durch die Art ihrer Informationsvermittlung die ohnehin drohende Expertokratie nicht noch verstärken dürfen.

TURINYS

VORWORT	3
TEXTINTERPRETATION	4
TEXT	4
KOMPOSITION UND ARCHITEKTONIK DES TEXTES	5
DARSTELLUNGSARTEN	6
CHARAKTERISTIK DER HAUPTDARSTELLUNGSARTEN	7
BESCHREIBUNG	7
SCHILDERUNG	7
ERZÄHLUNG	8
BERICHT	9
ERÖRTERN	10
ARTEN DER REDEDARSTELLUNG	11
AUTORENREDE	11
FIGURENREDE	11
ERLEBTE REDE	13
ZUR METHODIK DER TEXTINTERPRETATION	15
TEXTE UND AUFGABEN	19
KOMPOSITION UND ARCHITEKTONIK DES TEXTES	19
DARSTELLUNGSARTEN	22
SCHILDERUNG	23
ERZÄHLUNG	27
BERICHTEN	32
REZENSION	35
FEUILIETON	37
NACHRICHTEN	43
ARTEN DER REDEDARSTELLUNG	44
FIGURENREDE	48
ERLEBTE REDE	54
LITERARISCHE GENRES	58
POESIE	58
SONETT	59
BALLADE	59

ELEGIE	60
EPIGRAMME	61
EPIK (KURSZFORMEN)	61
KÜRZESTGESCHICHTEN	62
DRAMATIK	64
LITERATURVERZEICHNIS	67
TEXTQUELLEN	67
ANHANG	69

ISBN 9986-869-46-3

Halina Voicikaitė, Asta Beniulienė

TEXTINTERPRETATION

Theorie, Texte und Aufgaben

Mokymo-metodinė medžiaga III-IV kurso studentams germanistams

Tir. 400 egz. 7 sp. 1. Užsak. Nr. 65

Išleido Vilniaus pedagoginis universitetas

Maketavo ir spausdino VPU leidykla

Kaina sutartinė